

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 4.

Jährlich 24 Doppelnummern in Heften
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 15. Februar 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Gabriele.

Novelle von Otto Noquette.

(Schluß.)

Wie es vorkommt, daß Jemand mit Fassung durch eine Gefahr schreitet und erst im Augenblick, da sie vorüber ist, wie betäubt sieht in der Vorstellung von Allem, was ihm hätte begegnen können, — so fühlte Gisela ihre Haltung plötzlich erschüttert. Arno hatte nichts mehr zu befürchten, er nahm Alles leicht, sie aber erlag jetzt der Nachwirkung ihrer Angst, und ein Strom von Thränen brach sich Bahn aus ihren Augen.

Gabriele folgte ihr in ihr Gemach. „Wir wollen einmal allein reden, Gisela!“ begann sie, den Niegel vorschubend. „Nicht wahr, — sei ganz ehrlich gegen mich, — Du liebst Arno Horst? Nicht nur wie einen Bruder, sondern —“

„Gabriele! Um Gotteswillen, — sage das nicht!“ schluchzte Gisela, an der Gräfin niedersinkend und das Gesicht an ihren Knien bergend.

„Warum soll ich nicht aussprechen, was Dir doch bewußt und laut im Herzen spricht?“

„Nein, Gabriele! Nein! Dir soll er gehören, Dir! Ihr liebt Euch! Ihr seid für einander geschaffen!“

„Wir Beide? Horst und ich? Jetzt noch?“ rief die Gräfin etwas überrascht. „Ist es etwa diese Vermuthung, die Dich quält? Nun so gebe ich Dir gleich die Versicherung, daß Du Dich täuschst! Horst liebt mich nicht und soll es auch nicht mehr, und ich liebe ihn auch nicht, — nicht so wie Du!“

Gisela sah mit verwunderten Kinderaugen zu ihr auf. „Ihr — liebt Euch nicht? Und nicht von langen Jahren her —?“

„Steh auf und setze Dich zu mir!“ entgegnete Gabriele. „Dein Herz ist reif, denn es liebt, und so will ich Dir erzählen, was zwischen Horst und mir einmal vorgegangen ist.“ Sie berichtete darauf kurz von ihrer Jugendliebe und Verlobung, von ihrer Trennung bis zu ihrer schnell darauf folgenden Vermählung mit dem Grafen Erlach.

Gisela hörte mit Erstaunen zu. Dann begann sie: „Aber, — verzeh' mir, Gabriele, — wenn Du Arno liebst, wie konntest Du ihm die Treue brechen?“

„Ich litt und wußte, wie sehr auch er litt, denn er fühlte in Allem leidenschaftlicher als ich. Ich aber bin ein Weltkind, — das stellte sich damals heraus und jede spätere Erfahrung hat es bestätigt. Meine Mutter würde die Verbindung mit Arno niemals zugegeben haben, das stand mir fest. Sollte ich nun möglicherweise zehn Jahre auf günstigere Umstände warten? Auf Glücksfälle, die unsere Heirath gestattet hätten? Und gesetzt, sie trafen ein, — dann war ich unterdessen eine alte Person geworden, — und hatte die Jugend verloren, die ich doch zu genießen wünschte! — Und welche Stellung konnte Horst meinen Ansprüchen bieten? Denn Ansprüche machte ich, wenn sie damals auch noch bescheidener ausfielen. Und dann überkam es mich, — Horst war von bürgerlicher, sogar von sehr geringer Herkunft, — ich eine Gräfin! Das Leben in der Ge-

ellschaft mußte mir an seiner Seite verloren gehen. Ich habe die Gesellschaft früh kennen, sogar hassen und verachten gelernt, und doch kann ich nicht ohne sie leben. Das war schon damals so. Ein kurzer Trotz gegen sie, berauscht durch eine Herzensneigung, — er mußte anderen Forderungen weichen. Gleichwohl, glaube mir, Mädchen, ich kämpfte hart in mir, selbst noch über die Entscheidung meines Schicksals hinaus! Diese Entscheidung kam mir durch die Werbung des Grafen Erlach. Damals erschien sie mir wie eine Art von Erlösung, obgleich ich wußte, wie unrecht ich gegen Horst handelte.“

„Aber war das eine Liebe, wenn Du mit vollem Bewußtsein demjenigen ein Unrecht anthatest, der Dich liebte?“

„Eine Liebe, wie Du sie fühlst, Gisela, war es nicht. Ich zweifle auch, ob ich so lieben könnte. Einer Leidenschaft zu unterliegen, — ich schauere davor zurück, obgleich ich es durchaus verstehe und zuweilen

schon eine Art von Neid empfunden habe gegen die Unglücklichen, die es dahin brachten. Ich verstehe, ich anerkenne das Alles, aber die Reflexion kommt bei mir immer dazwischen. Ich vermute, die Leute halten mich für eine kalte Natur. Es ist mir ganz recht so. Und nun denke Dir, was aus Horst geworden wäre, wenn er sich an mich gefettet hätte? Er, bei seinem Stolz, dazu bei seiner Warmherzigkeit! Ich hätte sein Unglück werden müssen. Doch das sind so Gedanken, die erst später in mir zur Reife kamen. Meine Schuld gegen ihn mag darum doch dieselbe bleiben, und ich verarge ihm nicht, wenn er sie mir schwer genug anrechnet.“

„Und habt Ihr Euch über diese Dinge später ganz ausgesprochen?“ fragte Gisela schüchtern.

„Nein! Wozu sollte das führen? Ich schäme ihn sehr. Und daß er sich ritterlich für mich betrogen hat, steigert meine Achtung, ja meine Freundschaft für ihn.“

„Aber,“ — begann Gisela zögernd, — „wenn er nun vor Dich träte und Dir sagte, daß seine Liebe zu Dir ungewandelt geblieben, wenn er Dich bäte, — ihm dennoch für das Leben die Hand zu reichen —?“

„Dann würde ich ihm sagen: Horst, Sie sind nicht geschiedt! Und ich würde ihm in's Gesicht lachen, so lange, bis er über solche Thorheit mittelte. Aber für solche Thorheit ist er doch zu geschiedt! Denn er liebt mich nicht, sondern eine Andere, er liebt Dich!“

Gisela fuhr zusammen vor einer Wendung, die so beglückend in ihr Herz klang und glaubte durch ein „Nein! Nein!“ ihrem Zweifel Worte geben zu müssen.

„Es ist, wie ich sagte!“ fuhr Gabriele fort. „Ich habe es genau beobachtet, Dich liebt er, Gisela, Dich! Es ist möglich, daß er es selbst noch gar nicht weiß. Es muß ihm aber eines Tages zum Bewußtsein kommen, und dann — wird er es Dir gestehen. Euer geschwisterliches Verhältnis hat noch einige Wandlungen, — vielleicht sogar eine Prüfung durchzumachen, aber sei getroßt, Ihr werdet glücklich werden!“

Gisela bebte vor Erregung und konnte nur die Worte hervorbringen:

„Aber Du, Gabriele? Du —?“

„Ich —? Was meinst Du, Gisela?“

„Du willst — einsam durch das Leben gehen?“

„Einsam? Ich bin es eigentlich immer gewesen, sogar inmitten des gesellschaftlichen Treibens. Ich will es nicht verschwören, daß ich mich noch einmal verheirathe. Selbstverständlich würde ich keinen Mann nehmen, der mich tyrannisiren wollte, oder den ich nach Belieben gängeln könnte. Er müßte im Leben hochgestellt sein, dazu gebildet und freidenkend genug, um mir meine Lebenspläne nicht zu stören. Denn ich habe noch besondere Lebenspläne. Du hörst wohl gelegentlich davon. Nun aber komm und laß uns die Familie wieder aufsuchen! Dein Kopfweh ist hoffentlich vorüber?“

Seit diesem Tage wurden Gabriele, Gisela und Horst häufig zusammen gesehen, sodas beobachtende Leute die Ueberzeugung aussprachen, die Verbindung der Gräfin mit Horst sei so gut wie sicher. Gisela hörte davon nichts und hätte es jetzt auch nicht mehr geglaubt.



Heiss mich nicht
reden, heiss mich
schweigen.

Mignon. Von Anna von Wahl. — Siehe Seite 32.

Sie fühlte sich im Stillen beglückt. Dieser Ausdruck lag in ihren Augen und in ihren Zügen, und es gefellte sich dazu eine gewisse Scheu und Zurückhaltung, Arno gegenüber, welche die Aufmerksamkeit desselben mehr und mehr erregte. Er war, wenn Gabriele nicht zu etwas Anderem lockte, jeden Abend im Hause der Mutter, und meist zog es ihn schon Morgens dahin. Er fragte sich wohl, was unter solchen Umständen aus seiner gelehrten Arbeit werden sollte? Die Wichtigkeit derselben und die Nothwendigkeit, sie bald zu vollenden, traten, ohne daß er es bitter empfand, mehr und mehr in seinem Denken zurück.

Sollte dieses Werk für's Erste noch nicht zu Stande kommen, so machte dafür ein anderes damals die Runde durch alle Leserkreise. Selbst in der Gesellschaft, wenigstens von solchen, die sich überhaupt um Bücher, wären es auch nur Romane, bekümmerten, wurde es gelesen und brachte Aufregung, Aerger, Widerspruch, auf der anderen Seite Schadenfreude und lachende Zustimmung hervor. Dieses Rumoren, Schelten, Lachen und Fragen nach dem Verfasser war nun schon Wochen lang im Gange, ohne daß die drei freundschaftlich Verbundenen etwas davon bemerkt zu haben schienen.

Und dieses Buch, einen Roman in nur einem Bande, zog der Medicinalrath Homann eines Tages aus der Tasche und reichte ihn Frau Steinberg mit den Worten: „Das Ding müssen Sie lesen! Es ist niemals eine böshaftere Satire gegen die Gesellschaft geschrieben worden. Eine Kenntniß derselben bis in's Kleinste! Eine Kühnheit der Bezeichnung aller ihrer Nichtigkeiten, bei alledem eine Vornehmheit des Tones, — ich habe mich daran ergötzt, wie nicht leicht an einem anderen Roman, obgleich die Composition desselben an sich nicht viel sagen will. Das Hauptgewicht liegt auf der Schilderung der Gesellschaft.“

Frau Steinberg wendete das sehr vornehm ausgestattete Buch gleichgültig hin und her und sagte: „Doctor, ich habe eigentlich keine Lust, das Zeug zu lesen. Um die Gesellschaft bekümmere ich mich nicht, und der Klatsch, der vermuthlich in diesen Blätter zusammen getragen ist —“

„Keineswegs!“ fiel ihr der Doctor in's Wort. „Nicht eine Spur von Klatsch, — wenn auch in der ersten Hälfte eine Anlehnung an gegebene Verhältnisse da ist. Dieselben sind jedoch mehr in's Große umgedichtet.“

„Von wem ist denn der Roman?“ fragte Frau Steinberg. „Statt des Verfassernamens stehen auf dem Titelblatte nur drei Sterne.“

„Ja, von wem ist der Roman? So fragt man aller Orten, muthmaßt, verwirrt, streitet, forscht, — ohne dem Verfasser auf die Spur zu kommen. Hier und da ist man der Meinung, der Roman müsse von einer Frau geschrieben sein, weil nur eine solche in weibliche Geheimnisse so genau eingeweiht sein könne. Das wird andererseits, — und auch von mir, — bestritten. In Frauenromanen pflegt die Heldin ein erhabenes, rein ideales Wesen zu sein, der Held aber ein Schwächling, trotzdem er die Fähigkeit gehabt hat, ihr das Herz zu brechen. Ganz anders ist es hier. Der Held ist eine männliche, tüchtige Natur, in knappen Zügen groß angelegt, die Heldin ein halb unbegreifliches Wesen, Gutes und Böses in ihr gemischt, dabei psychologisch nicht unrichtig gezeichnet. Es fallen aber so viele Schatten auf sie, der Verfasser selbst nimmt das Urtheil über sie so streng, ja hart, daß er sie zum tragischen Ausgang führt, — was freilich nicht nöthig gewesen wäre. Eine weibliche Feder würde dergleichen über ihre Heldin nicht verhängt haben. Alles in Allem, — lesen Sie! Es wird Einiges darin erzählt, — vielleicht kommen Sie, eher als Andere, auf den Namen des Verfassers.“

„Ich? Was weiß ich denn von solchen Dingen?“ rief die Hausfrau lachend.

„Lernen Sie nur erst den Inhalt kennen. Sie werden das Buch, bei diesem herrlich großen Druck, mit Beidseitigkeit an einem Abend durchlesen. Gisela und Herr Horst gehen, wie ich höre, in die Oper. Sie kann lange dauern, und so haben Sie reichliche Zeit. Also lesen Sie! Ich verspreche Ihnen eine nicht gewöhnliche Unterhaltung.“

Wirklich nahm Frau Steinberg, nachdem Gisela und Horst sich verabschiedet hatten, das Buch zur Hand und begann zu lesen. Sie las und las, mit einem Eifer, wie sie seit lange nicht gelesen hatte, es trieb sie fort von Blatt zu Blatt, bis zur Mitte des Buches. Da mußte sie, halb vor Erschöpfung, halb vor Erstannen, eine Pause machen. Denn sie hatte nichts Anderes gelesen, als die Jugendgeschichte ihres Pflege Sohnes und Gabrielens, bis zu deren Verheirathung. Kam sie selbst, die Mutter, doch auch in dem Buche vor! Freilich in starker Idealisierung. Die Namen waren verändert, an den äußeren Verhältnissen sonst wenig umgestaltet, Held und Heldin mit verstärkten Zügen ausgeprägt. Was sollte denn nun die zweite Hälfte des Romans enthalten? Der Verfasser konnte doch nicht in die Zukunft sehen! Jetzt trieb Reugier die Leserin vorwärts. Allein was nun kam, erregte ihre Theilnahme nicht mehr so

sehr. Die Führung der Handlung, die als reine Erfindung nichts mehr mit den gegebenen Dingen gemein hatte, mißfiel ihr, und nach dem jähen Ausgange legte sie ärgerlich das Buch weg. Gerade das, was Doctor Homann besonders gerühmt, die satirische Schilderung der Gesellschaft, machte gar keinen Eindruck auf sie, hatte sie eher etwas abgestoßen. Wer aber, fragte sie, konnte eine so genaue Kenntniß ihrer Familienverhältnisse haben, um sie für diesen Roman zu benutzen?

Schon Tags darauf war der Medicinalrath wieder da und sah nach der Begrüßung die Hausfrau schmunzelnd und fragend an. „Nun? Wie hat Ihnen der Sensationsroman gefallen?“

„Eine schlaflose Nacht hat er an mir verschuldet!“ rief sie. „Strecken Sie das abscheuliche Buch nur schnell wieder in die Tasche, daß es Niemand bei mir findet!“

„Aber nun, verehrte Freundin, — ist Ihnen nicht irgend ein Verdacht aufgestiegen, wer der Verfasser sein könnte?“

„Nein, gar nicht! Aber er muß die Nase etwas tief in unsere Hausangelegenheiten gesteckt haben!“

„Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich einen Namen nenne, — übrigens ganz unter uns! Könnte nicht Herr Arno Horst —?“

„Was —?“ rief Frau Steinberg fast empört gegen einen solchen Argwohn. „Da kennen Sie meinen Sohn schlecht! Der wird alte Geschichten auch in dieser Manier aufwärmen! Und dazu seine eigene Person so in Pose stellen, noch abgesehen von der Art, wie er die Heldin behandelt!“

Frau Steinberg wollte mit dem Doctor durchaus nicht weiter über den Roman sprechen. Aber die Frage, ob Arno das Buch wohl gelesen haben möge, beschäftigte sie in den nächsten Tagen immer wieder. Sie beobachtete, daß Horst seit einiger Zeit ernster erschien und durch Kleinigkeiten aufgeregt werden konnte, — sie merkte es, wenn er sich auch zu beherrschen wußte. Ganz besonders schien ihn die Frage zu verstimmen, ob Raimbert von Jastrow die Kunst erfahren solle, ein Portrait von Gisela zu malen?“

Der Maler war seit dem Ball der Gräfin Erlach ein nicht seltener Gast im Hause der Frau Steinberg. Der Hausfrau gefiel der junge Mann eigentlich nicht so übel, da derselbe klug genug war, sich ihr nur als fröhlicher Künstler zu geben, über dessen Anekdoten und Geschichten aus Italien sie oft lachen mußte. Daß er Gisela etwas den Hof machte, daß er sie gern malen wollte, erschien der Mutter nicht eben als sträflich. Der Wunsch, ein hübsches Bild von ihrer Tochter zu besitzen, machte sich mehr und mehr geltend. Dagegen suchte Gisela immer neue Ausflüchte und konnte sich zu einer Einwilligung nicht entschließen. Nun sollte Horst versuchen, sie zu überreden. Der aber verwahrte sich durchaus dagegen, wollte in der Sache überhaupt nicht mitsprechen. Unter vier Augen zwar theilte er der Mutter mit, daß Raimbert alle Gesichter „lila und die Schattentöne violett“ male, wodurch Frau Steinberg denn etwas abgeschreckt und zurückhaltender wurde; der Maler aber kam immer häufiger, und sprach er nicht von einem Portrait Gisela's, so unterhielt er sich um so eifriger mit dem Original. Horst fühlte sich dadurch verstimmt und immer verstimmt. Dazu kam seine Bemerkung, daß Gisela nicht mehr so schweigsam unbefangen gegen ihn war, daß sie ihm mit einer gewissen Scheu begegnete, mit einer Zurückhaltung, über die er zu stupen anfing. Und eines Tages überraschte ihn ein Gefühl gegen Raimbert, über das er selbst erschraf, da er es als erbitterte Eifersucht erkannte. Die Mutter bemerkte, daß die „Kinder“ nicht mehr wie bisher mit einander standen, daß die sonst so lebhafteste Unterhaltung jetzt nicht selten stockte, und sie sah Eins um das Andere besorgt fragend an, was denn nur zwischen ihnen vorgegangen sein könne?

Eines Abends war Horst gekommen, um die Stunden bei der Familie zuzubringen. Er hatte einen gedruckten Vortrag über ein künstlerisches Thema mitgebracht, der, von einem berühmten Historiker herrührend, wie er hoffte, den Frauen gefallen würde. Da erfuhr er, daß Jastrow Nachmittags wieder dagewesen sei und nochmals von dem Portrait zu sprechen angefangen habe. Plötzlich begann Gisela mit einer gewissen Schärfe: „Und ich werde ihm um keinen Preis sitzen! In sein Atelier kann ich allein nicht gehen, und selbst in Begleitung möchte ich es nicht. Ja, selbst wenn er mich bei uns im Hause malen wollte, ich ginge nicht darauf ein!“ Arno fühlte sich in der angenehmsten Weise einberufen und gab durch ein Nicken seinen Beifall zu erkennen. Gisela aber fuhr fort: „Ich weiß überhaupt nicht, Arno, wie Du zu einer Freundschaft mit diesem Herrn kommen konntest! Die Verpflichtungen, die Du bei Deiner Heimkehr gegen ihn übernommen, waren jedenfalls übertrieben. Ich vermuthete, er dankt es Dir nicht einmal, denn er spricht niemals davon.“

„Wer wird auch auf Dank rechnen?“ entgegnete Horst. „Meinst Du nicht, daß ich auch für einen mir völlig Unbekannten in gleichem Falle dasselbe hätte thun müssen?“

Gisela schwieg. Eigentlich bereute sie ihre Rede. Die Mutter aber begann: „Arno, weißt Du, — Du könntest mir etwas recht Liebes anthun! Zeichne Du mir ein Portrait von unserer Gisela! Du warst immer so geschickt darin, triffst alle Gesichtszüge so vorzüglich!“

„Ich?“ rief Horst überrascht. „Ich bin aber ganz aus der Übung. Und dann, Sie haben ja die gute Photographie —“

„Ach, Photographie! Es ist doch etwas ganz Anderes, die Züge meiner Tochter, gezeichnet von meinem Sohne, zu besitzen! Und ich schlage vor, Du beginnst gleich, hier bei der Lampe, und ich lese Euch dabei die Abhandlung über Kunst vor. Was können wir Besseres thun?“

„Nun, wenn es denn sein soll,“ entgegnete Arno, „so will ich es versuchen. Aber nur in kleinstem Format. Etwa in das Skizzenbüchlein aus Italien, — das heißt, wenn Gisela ihre Einwilligung giebt?“

Gisela lächelte und stand auf, das Skizzenbuch zu holen, und die Mutter war sehr zufrieden, eine ansprechende Unterhaltung in Gang gebracht zu haben. So saßen, während die Hausfrau vorlas, Gisela und Arno einander schweigend gegenüber, dieser seinen Zeichenstift führend, das junge Mädchen nicht ohne Befangenheit vor seinen Augen. Aber in Horst's Mienen stand zu lesen, daß er sich nicht Genüge leistete und eigentlich an seiner Aufgabe verzweifelte. Ob die Mutter als Vorleserin recht aufmerksame Zuhörer hatte, steht dahin, denn Beide schienen innerlich anders beschäftigt. Das währte eine gute halbe Stunde, als die Hausfrau durch das Stubenmädchen mit einer wirtschaftlichen Frage unterbrochen wurde. Frau Steinberg war unzufrieden, entschloß sich aber doch, selbst nach dem Rechten zu sehen. Eine Minute lang saßen Gisela und Arno schweigend allein; da warf Horst den Zeichenstift auf den Tisch mit den Worten: „Gisela, — es geht nicht! Während ich meine dürftige Kunstfertigkeit probire und dabei Deine lieben Augen stets vor mir habe, — möchte ich etwas ganz Anderes ausdrücken, was in meinem Herzen spricht. Liebe Gisela, — theures, geliebtes Mädchen, — ich hatte vergessen, daß Du nur meine Schwester sein sollst, — ich muß Dir etwas, — muß Dir viel sagen. Aber es kann nur unter vier Augen sein —“

Gisela fühlte ihr Herz pochen und einen wonnigen Schauer durch ihre Brust gehen. „Ach, — lieber, guter Arno,“ — stammelte sie, — „die Mutter muß ja gleich zurückkehren, — ich bitte Dich —!“

„So komme ich morgen früh! Willst Du mich anhören?“

Gisela nidte hoch erröthend. Die Hausfrau trat wieder ein, um ihren Platz einzunehmen. Da fiel ihr Blick auf die noch nicht ganz vollendete Zeichnung, und es war fast ein Freudenschrei, mit dem sie die Ähnlichkeit und die Feinheit der Ausführung begrüßte. „Nun, ist es noch nicht fertig,“ rief sie darauf, „so vollende es, während ich meinen Vortrag zum Abschluß bringe, damit morgen mein erster Blick auf das liebe Geschenk falle!“

Horst hatte in sich erfahren, daß er Gisela liebe, und gerade die aufsteigende Eifersucht gegen einen Anderen hatte ihm zugleich das Gefühl erweckt, wie tief Gisela mit seinem ganzen Wesen verwebt war. Er konnte die geeignete Tagesstunde nicht erwarten, um dem geliebten Mädchen sein Herz zu eröffnen. Als er aber in das Haus seiner Mutter trat, sagte diese ihm, daß sie ihre Tochter mit einem Auftrage in die Stadt geschickt habe. Sie selbst brauche noch einige Minuten für den Haushalt, er möge inzwischen hinein spazieren. Etwas enttäuscht ging er in den Salon. Aber es zog ihn, in das anstoßende Wohnzimmer Gisela's wenigstens hinein zu blicken, und da er es durfte, betrat er den Raum, der ihm heute wie ein Zauberkreis erschien. Ein wohliges Gefühl durchschauerte ihn, er nahm vom Nähtische eine kleine weiße Stiderei, die ihre Hände berührt hatten, und drückte hastig einen Kuß darauf. Da sah er auf dem Schreibtische ein Buch, dessen Anblick ihn nicht angenehm berührte. Es war der vielbesprochene Roman aus der Gesellschaft. Die Mutter trat ein, und schnell zu ihr gewendet, fragte er: „Hat Gisela dieses Buch wohl gelesen?“

„Ach, das abscheuliche Buch!“ rief Frau Steinberg nach einem Blick auf den Titel. „Wie kommt denn das auf Gisela's Tisch? Sie muß es von Bekannten mitgebracht haben.“

„Sie nennen es ein abscheuliches Buch, liebe Mutter, — demnach müssen Sie selbst es gelesen haben?“

„Nun, ja doch! Der Doctor hat es mir gebracht, — er konnte es den Tag darauf schon wieder mitnehmen. Also Du kennst es auch?“

„Ja, es wurde auch mir von einem Bekannten zugesteckt, weil es Mode macht. Nicht wahr, Mama, es ist recht eigenthümlich belustigend, sich selbst so portrairt zu finden?“

„Aber sage mir, Arno, wer kann denn nur der Verfasser sein?“

„Den habe ich sehr bald erkannt. Es ist Niemand anders als Gabriele!“

„Was? Um Gotteswillen, — Gabriele? Sie schreibt Romane?“

„Diesen wenigstens wird sie nicht ableugnen können. Die Composition ist freilich sehr mangelhaft, aber darauf kam es ihr auch wohl wenig an. Sie hat nur einmal ihre Götzen durchprügeln wollen, trotzdem sie ohne sie nicht leben kann.“

„Aber was soll denn das heißen?“

„Als kluge und geistreiche Frau steht sie über der Wichtigkeit der Gesellschaft, ärgert sich an ihr und verspürte endlich Lust, ihren ganzen Spott darüber zu ergießen. Alle diese Schilderungen, Satiren und Karikaturen sind prächtig, ein wahres Brillantfeuerwerk von Laune, Wig und vernichtendem Hohn. Ich finde darin Bemerkungen wörtlich wieder, die ich aus ihrem Munde gehört habe, und ich finde in dem ersten Theile der Erzählung Gespräche, die wir als junge Leute einst geführt haben. Das konnte kein Anderer niederschreiben, als Gabriele!“

„Aber ich kann mich noch gar nicht daren finden!“ rief die Mutter. „Es ist doch sehr indiscret! Hast Du mit ihr darüber schon gesprochen? Oder, — hat sie selbst es eingestanden?“

„Wie sollte ich sie darauf hin anreden? Ich werde ihr gegenüber am besten thun, wenn ich von dem Romane gar nichts zu wissen scheine.“

„So will ich mit meinem Bekenntniß entgegen kommen!“ rief plötzlich Gabriele, hinter dem Thürvorhang hervortretend. Die Mutter erschrak, Horst aber trat mit einer stummen Verbeugung zurück. „Ich habe dort nicht lauschen wollen!“ fuhr die Gräfin fort. „In den Salon tretend, höre ich Gespräch in Gisela's Zimmer, will näher kommen, — da vernehme ich, daß ich der Gegenstand der Unterhaltung bin. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich mich nicht leise wieder entfernen sollte, — doch es ist besser, ich rede mit und gebe selber Aufschluß. Ja, Tante! — ja, Horst! ich habe das Buch geschrieben, über das so Viele lachen, das andererseits so Vielen unangenehm ist, — Ihnen Beiden auch! Aber nun es heraus ist, lassen Sie uns auch offen darüber sprechen.“

Sie nahm neben der Hausfrau Platz und schlug in der Rede einen Ton an, dem man eine innere Bewegung anhöre, die sie auch nicht zurückdrängen zu wollen schien. „Horst irrt sich doch in der Annahme,“ fuhr sie fort, „ich hätte nur meine Götzen einmal abstrafen wollen. Dieses Gelüst kam erst später. Nein, ich folgte dem Drange, eine Schuld zu bekennen. Das Gefühl dieser Schuld drückte mich im Innersten, Jahre lang, es verbitterte mir auch das Gute, das mir im Leben begegnete. Da kam mir plötzlich der Einfall, die Geschichte meiner Schuld aufzuschreiben, nur für mich, an fremde Augen dachte ich dabei nicht. Aber indem ich schrieb, gestaltete sich Manches doch anders, und als ich an die Katastrophe kam, sah ich mich rathlos, denn ich hatte, als ich zu schreiben begann, noch keine Ahnung, wie die Geschichte, über das eigene Erlebnis hinaus, zu Ende gehen werde. Da erst fiel mir ein, mir durch eine satirische Darstellung des Gesellschaftslebens eine Güte anzuthun, und damit mußte eine neue Fassung und Niederschrift beginnen. Die Composition ist mißlungen, — ich weiß es ja, die Satire aber, die sich als Arabeske durch das Ganze zieht, bereue ich doch nicht. Das Manuscript war nicht nur fertig, sondern sogar schon im Druck, als Horst vor fünf Monaten aus Italien zurückkehrte. Was ich in dieser Zeit von Ihnen, lieber Freund, über Kunst und künstlerische Form gelernt habe, konnte ich leider nicht mehr darauf anwenden.“

„Aber liebe Gabriele,“ begann die Hausfrau, — „wenn Dein Name als der der Verfasserin bekannt werden sollte, — hast Du auch wohl bedacht, daß Du dann in der Gesellschaft, so zu sagen, unmöglich wirst?“

Die Gräfin lächelte. „Unmöglich? Ich glaube nicht. Heftiges Zungenspiel wird es geben, aber das giebt es ja immer und über Alles, und es dauert immer nur bis zum nächsten sensationellen Falle. Wenn ich zum nächsten Winter hierher zurückkehren sollte, — ich weiß, ich brauche nur zu winken, und Alle, die ich haben will, sind lächelnd wieder da. Was sie denken, ist gleichgültig. Demnächst aber will ich verreisen, mir an der Riviera irgend einen hübschen Ort aussuchen und — lachen Sie mich immerhin aus, Better Horst! — und die Feder zu einem neuen Roman, der mir durch den Kopf geht, ansetzen. Ich habe etwas in mir entdeckt, was mich angenehm beschäftigen kann. Und da Sie mir nachgewiesen haben, daß selbst ein Homunculus lachen konnte: „Dieweil ich bin, muß ich auch thätig sein,“ — so ist es über mich gekommen, mich auch als eine Homunculoide zu fühlen. So beginne ich mit dieser Thätigkeit, vielleicht findet sich künftig einmal eine bessere. Nun aber, Horst, sagen Sie ganz ehrlich, sind Sie mir böse, daß ich ein Erlebnis unserer Jugend, unter welchem wir Beide gelitten, so — zu einer eigentlichen Beichte für mich, behandelt habe?“

„Nein!“ rief Horst. „Nach diesen Eröffnungen könnte ich es nicht mehr, selbst wenn es mich früher unbehaglich berührt hätte. Von jetzt an können wir gute Kameraden werden!“

„Nun erst kann ich Ihnen ganz danken!“ sagte Gabriele. „Sie haben den letzten Druck von meiner Seele genommen!“ Sie reichte ihm die Hand, die er, — nicht an seine Lippen drückte, sondern herzlich schüttelte.

„Ah, da kommt Gisela nach Hause!“ rief Gabriele, nach einem Blick durch das Fenster, welchem Horst's Augen hastig folgten. Dann aber, zur Hausfrau gewendet, fuhr sie fort: „Ich habe im Vorübergehen bemerkt, daß Deine Naleen im Glashaufe in schönster Blüthe stehen. Laß sie mich doch in der Nähe betrachten, liebe Tante! Gehen Sie mit, Better Horst?“

„Ich bedauere —!“ entgegnete er. „Ich will Gisela erwarten, — habe ihr etwas zu sagen.“

Die Gräfin warf ihm einen glänzenden Blick zu, in welchem etwas Aufforderndes lag. „Bortrefflich, — sagen Sie es ihr!“ Sie warf die Worte nur eben hin und fügte halb gleichgültigen Tones hinzu: „Ich bleibe bei der Tante, bis — Sie es ausgesprochen haben.“

Horst fühlte, wie ihm die Röthe des Unwillens in's Gesicht stieg. Gabriele mußte erkannt haben, was in ihm vorging, und er glaubte in ihrer letzten Wendung etwas wie überlegenen Spott gehört zu haben. Aber der Groll dauerte keine Minute. War es ja doch seine Absicht gewesen, dem geliebten Mädchen sein Herz zu öffnen. Er hörte ihre Stimme, ihren leisen Schritt im Vorsaale, — jetzt ging die Thür auf, und sie stand vor ihm. Gisela blieb, vor Schreck erröthend, stehen, als sie ihn in ihrem Zimmer fand. Er aber ergriff schnell ihre Hand, mit den Worten: „Gisela, es geht nicht anders, — ich muß Dir sagen, daß ich nicht mehr Dein Bruder sein kann! Ich liebe Dich von ganzer Seele, aber wie ein Mann, der Dich zu seinem Weibe begehrt —!“

Die Naleen in dem kleinen Gewächshause neben dem Speisezimmer standen wirklich in herrlichster Farbenblüthe. Aber die Hausfrau und Gabriele schenkten ihr nur eine kurze Beachtung. Die Gräfin behauptete, ihrer Tante einmal das Herz ganz ausschütten zu müssen, und da das seit jener unglücklichen Trennung vor sieben Jahren noch nicht geschehen war, fand sie in Frau Steinberg eine willig theilnehmende Zuhörerin. Was gab es nicht Alles zu bekennen, auszusprechen, aus der Vergangenheit wieder zu beleben! Die Frauen bemerkten kaum, daß darüber eine halbe Stunde verging. Da wurden Tritte hörbar, und Gisela und Arno näherten sich Hand in Hand.

„Ach, Mama, — liebe, gute Mama!“ rief Gisela mit verlegenem und doch glücklichem Gesicht: „Arno sagt, — es geht nicht anders!“

„Nein!“ fiel Horst ein, — „es geht in der That nicht anders! Deine Tochter und ich müssen Mann und Weib werden!“

Die Mutter fühlte, daß ihr vor Ueberraschung die Kniee wankten, und in der Verwirrung konnte sie nur das eine Wort aussprechen: „Geschwister —!“

Gabriele aber applaudirte und lachte: „Bruder und Schwester wie Horst und Gisela dürfen Mann und Frau werden!“

„Mutter!“ fuhr Arno fort: „Willst Du mich noch einmal als Deinen Sohn annehmen, um mich für immer zu behalten?“

Das Du klang wie ein Herzenston in das Gemüth der Mutter, und mit offenen Armen umfing sie ihre Kinder.

Nachdem der erste Glückesrausch sich in eine ruhigere Freudenstimmung gewandelt hatte, begann Gabriele: „Better Horst! Mit der Composition und Technik dieses meines zweiten Romans sind Sie jedenfalls zufriedener als mit der des ersten? Nun aber beeilt Euch und kommt mir bald auf der Hochzeitsreise nach, an die Riviera, — die Tante mit! Da wollen wir einmal alle zusammen ganz glücklich sein!“

Nachdruck verboten.

„Frauenhaar“.

Von Otto Julius Bierbaum.

„Frauenhaar“ trag' ich am Hute,
Wie flachs so weich, wie Seide so fein,
Flirzfädelnd spinn't's im Sonnenschein,
Flott flatter't's in den Wind hinein,
Ich trag' es mit fröhlichem Muthe,
Und denke dein,
Mein Seidenhaar,
Die meine Sonne, mein Sehnen war,
Mein Leben im bebenden Blute,
Du Weiche, du Feine, du Gute!

Nachdruck verboten.

Zur Geschichte der Nähmaschine.

Von Heinrich Theen.

Eine Maschine der Erde hat in so kurzer Zeit eine solche Verbreitung gefunden, und selten hat eine wesentlicher zur Verbesserung des Loses einer zahlreichen Menschenklasse beigetragen, als die Nähmaschine, die jetzt sowohl im Palast als in der Hütte zur unentbehrlichen Gefährtin geworden ist. Wie gar manchen Dingen und Erscheinungen aber, so ergeht es auch der Nähmaschine: wir erfreuen uns ihres Besizes und der Vortheile, die sie uns bietet, benutzen sie Tag für Tag, ohne jemals zu fragen, wie sie entstanden, wie sie allmählig erwachsen sind, wem wir sie verdanken. Es ist uns Menschenkindern genug, daß sie eben existirt, zu wissen aber, welche Mühe und Arbeit es gekostet hat, diesen wichtigen Apparat zu solcher hoher Vervollkommnung zu bringen, in welcher er sich jetzt in unseren Händen befindet, ist uns so ziemlich gleichgültig. Von den Millionen von Menschen, die in der flinken, kleinen Maschine ihre eifrige Helferin berechnen, werden sicherlich nur ganz wenige der interessanten Geschichte derselben nachgeforscht haben, ja, wir werten Hundert gegen Eins, nicht der zehnte Theil weiß, wann und von wem die Nähmaschine erfunden wurde, und welche Männer sich hauptsächlich um die Vervollkommnung und Verbreitung derselben verdient gemacht haben. Wir hoffen daher, die verehrten Leserinnen, von denen wohl keine auf die Dienste der getreuen Hausfreundin verzichten möchte, werden uns Dank wissen, wenn wir ihnen im Nachstehenden berichten, wie diese kleine Maschine erfunden ward, welche Schwierigkeiten ihre Erfinder zu überwinden hatten, und welche Pfazen sie durchlaufen mußte, bevor sie sich zu ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit entwickelte.

Gewöhnlich wird die Nähmaschine als eine „amerikanische“ Erfindung angesehen; genau genommen stimmt diese landläufige Ansicht jedoch mit der Wahrheit nicht überein. In Wirklichkeit sind es vielmehr England und Frankreich, die sich in den Ruhm der Erfindung theilen, da die erste, einigermaßen in Betracht kommende Nähmaschine von einem Engländer in Frankreich hergestellt und in letzterem Staate patentirt wurde. Es war nämlich im Anfange dieses Jahrhunderts, als ein gewisser J. Stone in Paris allerlei Versuche anstellte, um einen Apparat zu construiren, der die mühsame Arbeit des Nähens erleichtere. Stone war ein geschickter Mann, grübelte Tag und Nacht, bis er endlich eine Maschine erfunden hatte, welche „die Segments-Seiten von allen gewebten Stoffen zusammenfügte und insbesondere bei der Kleider-Anfertigung für Armee und Marine verwendbar wäre“. Der Erfinder beantragte auf seinen Apparat ein Patent, welches er denn auch im Februar des Jahres 1805 erhielt. Einen damals veröffentlichten Zeitungsbericht zufolge sollte die Maschine so viel leisten, wie hundert Menschen mit der Nadel liefern können. Wie jedoch aus der durch Zeichnungen erläuterten Beschreibung des Apparates erhellt, war dieser ein in hohem Grade complicirter und darum leicht allerhand Störungen und Beschädigungen ausgesetzt. Ueberdies konnte die arbeitende Nadel, die in Gestalt ganz der gewöhnlichen Handnähadel gleich und nach jedem Stiche umgewendet werden mußte, auf ein Mal keinen längeren Faden fassen, als die letztere, sobald man die Maschinerie fortwährend anzuhalten hatte, um eine neue Quantität Zwirn einzufädeln. Allerdings verfügte man über eine Anzahl zu gleicher Zeit thätiger Nadeln, allein das wog die sonstigen Mängel und Unzulänglichkeiten des Apparates nicht auf, und deshalb scheint derselbe auch rasch wieder außer Gebrauch gekommen zu sein, wenn er überhaupt jemals zu practischer Benutzung gelangte.

Die erste eigentliche Nähmaschine war, wie die verehrte Leserin aus Vorstehendem erhellt, im Ganzen noch ein recht unvollkommenes Ding, sagen wir: ein todtgeborenes Kind. Allein der immerhin recht gewaltige Gedanke war einmal angeregt und ging nicht wieder verloren. Er wuchs fort und fort in den Geistern der Menschen, wandelte, erweiterte sich, reifte, bis seine Verwirklichung die Form gefunden hatte, die ihr die Lebensfähigkeit verbürgte. Sowohl in der alten wie in der neuen Welt bildeten sinnende Köpfe die Idee weiter aus, und die Frage blieb nur, wem es schließlich gelingen würde, die ursprüngliche Erfindung bis zur practischen Brauchbarkeit zu vervollkommen. Und recht sonderbar! Dieser Ruhm gebührt im Grunde drei Männern, die zur nämlichen Zeit an der Erfindung arbeiteten, ohne daß Einer von den Bestrebungen des Anderen etwas wußte, und die alle Drei den rechten Weg zum rechten Ziele einschlugen. Freilich wurden auch von anderen Geistern vor ihnen und zu ihrer Zeit allerlei Versuche in dieser Beziehung angestellt, — wir erinnern an den Wiener Schneidermeister Madersperger, an den Engländer Henderson und an die Amerikaner Dodge, Greenough, Corliss und Rogers, — allein die von ihnen erfundenen Apparate waren nicht viel practischer, als Stone's Maschine, weshalb wir hier nicht näher auf sie eingehen wollen. Hören wir vielmehr jetzt etwas Näheres von den erwähnten drei Männern und ihren Thaten, die die Welt in Erstaunen setzten.

In den zwanziger Jahren unseres erfindungsreichen Jahrhunderts lebte in Saint-Etienne in Frankreich ein ehrsamer Schneider, Namens Barthélemy Thimmonier, dem es recht kümmerlich erging, da es mit seinem Geschäfte nicht recht vorwärts schreiten wollte und seine Rundschaft von Tag zu Tag abnahm. Freilich war der Mann auch ein recht sonderbarer Kauz, denn anstatt auf dem Werkbische zu hocken und eifrig darauf los zu nähen, saß er stundenlang müßig da und saun und saun und brütete vor sich hin, als wenn er nicht recht bei Sinnen wäre. Doch letzteres war glücklicher Weise nicht der Fall; es war vielmehr nur ein Gedanke, der ihn vom Morgen bis zum Abend beschäftigte und ihn oft genug auch Nachts keine Ruhe finden ließ. Und dieser Gedanke war der: „Ist keine Möglichkeit vorhanden, die langwierige und langweilige Arbeit des Nähens auf mechanischem Wege zu vollbringen? Es wurden die verschiedenartigsten Versuche angestellt und die wunderbarlichsten Apparate construirt, allein es kam nichts Geringeres heraus. Jeder Franke, den er noch einnahm, fiel der ihn beherrschenden Idee zum Opfer: der sonderbaren Maschine mit dem hölzernen Mechanismus, die in der Ecke seiner ärmlichen Dachstube stand, und über die Alle den Kopf schüttelten, denen das ungeschlachte Gerüth vor Augen kam. Doch endlich, im Jahre 1829, ist aus diesem Apparat etwas Ordentliches geblieben, und Thimmonier vermochte mit seiner Hülfe zwei Stücke Zeug zusammenzunähen. Unser Schneider sprang drei Fuß hoch, als er das schwierige Problem gelöst hatte, und die Maschine die schönsten Kettenstiche von der Welt vor seinen Augen zu Wege brachte. Alle Leute, welche von diesem

Wunderdinge hörten, pilgerten nun zu unserem Schneidermeister und beschauten sich die Maschine, voller Bewunderung zusehend, wie sie zwar langsam und mühevoll, aber doch geschickt und ordentlich die Arbeit verrichtete, zu deren Vollbringung bisher so viele Finger erforderlich gewesen waren. Auch der Regierungs-Ingenieur Beaunier bekam Kunde von diesem Wunderdinge, reiste nach St. Etienne, ließ es sich zeigen und begriff sofort die außerordentliche Tragweite der Erfindung. Er veranlaßte daher den hochglücklichen Schneider, mit seinem Apparat nach Paris zu gehen und wirkte ihm dort das nötige Patent aus, sorgte auch dafür, daß sich einige bemittelte Geschäftsmänner zusammenfanden, um unter der Firma „Terraud, Thimmonier, Germain, Petit u. Comp.“ die Erfindung auszubeuten und zunächst für das begründete eigene,

Noth und Bedrängniß starb Thimmonier — im Armenhause zu Angletuis am 5. August 1857. Ein trauriges Leben, ein echtes Erfindertleben, war ihm beschieden, und dennoch dürfen wir es kaum ein unglückliches nennen. Die Maschine, das Dichten und Trachten seines Lebens, nähte sie vollbrachte den „Kettenstich“ mit einer hakenförmigen Nadel und einem einfachen Faden. Ihr größter Mangel aber bestand darin, daß sie nicht automatisch arbeitete, sondern mit der Hand in Bewegung gesetzt werden mußte.

Wenden wir uns nun nach jenem mächtigen Reiche der westlichen Hemisphäre, das in seinem jungen Leben für die Entwicklung der Industrie schon so Bedeutendes geleistet hat. Vor siebzig Jahren lebte in Massachusetts ein nur wenig bemittelter Müller und Farmer, Namens Howe, der am liebsten

tiren sah er endlich ein, daß er auf falscher Fährte war. Er versuchte von Neuem, indem er zwei Fäden in Anwendung brachte, den einen unter, den anderen über dem zu nähenden Stoffe, und alsdann für den unteren Faden noch eine Art Webeßnischen beifügte, — und seine Mühe war nicht vergeblich gewesen, das große Werk war in der Hauptsache vollendet. Das geschah im October des Jahres 1844.

Was aber nun anfangen? Zur Vervollkommnung der Maschine, die im Ganzen noch von ziemlich roher Beschaffenheit war, gehörte Geld, und von diesem besaß unser Howe das Allerwenigste. Er wandte sich an seine Verwandten, allein sie hielten ihn für einen unheilbaren Pläneschmied und behielten ihr Geld hübsch in der Tasche. Endlich zeigte sich einer seiner Freunde, George Fisher, geneigt, eine kleine Summe an die



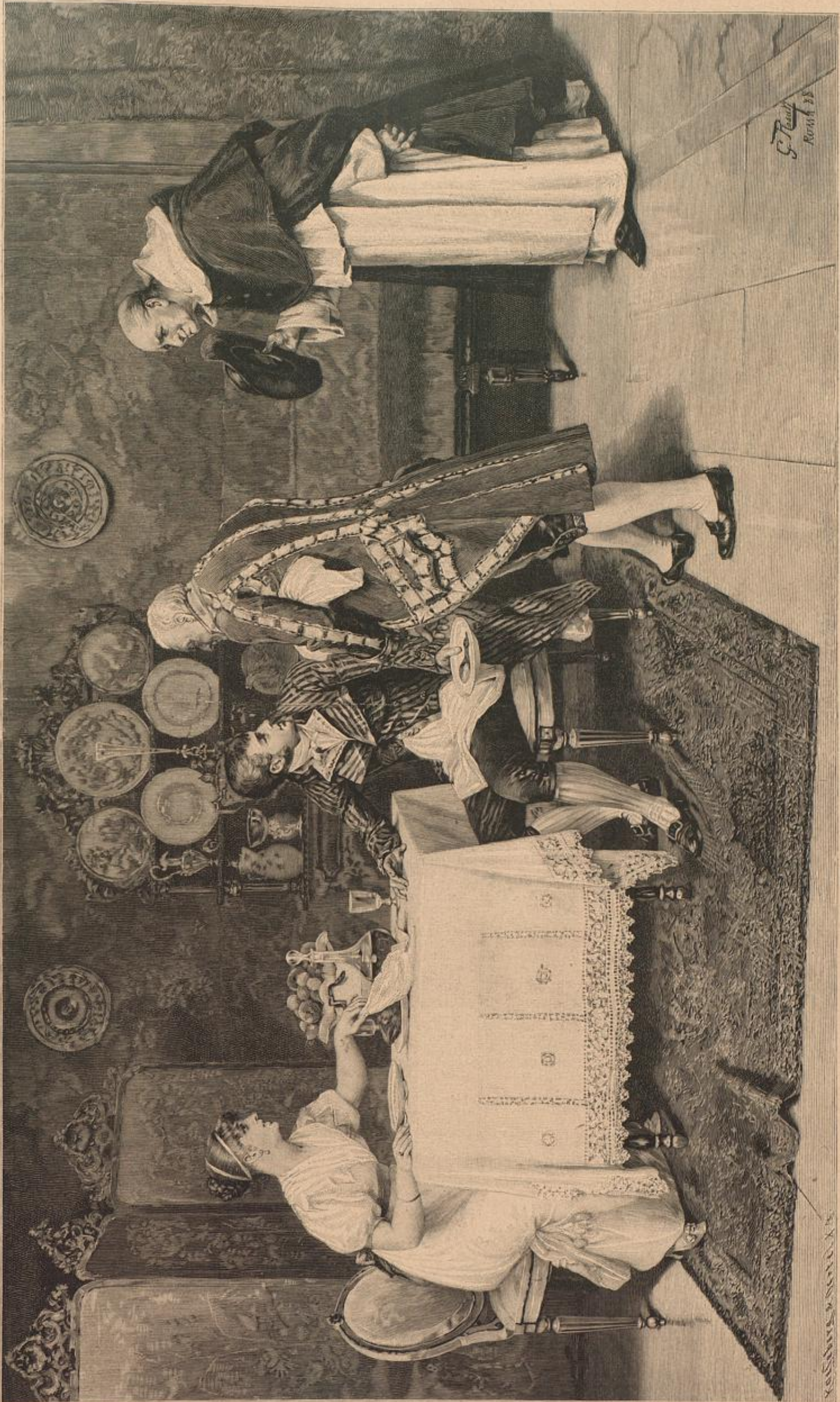
Die Verstößene. Von M. Stock. — Siehe Seite 32.

Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

größere Schneider-Etablissement die erforderlichen Maschinen anzufertigen. Das Unternehmen gedieh prächtig, sodas der Erfinder seine überschwenglichsten Träume noch überboten sah. Mit Lieferungen für die Montur-Depots des Heeres betraut, hatte die Firma allein für diesen Zweck 1841 in der Rue de Sévres nicht weniger als achtzig hölzerne Nähmaschinen im Betriebe. Leider erlosch der Glückshimmel bald wieder. In den Arbeiter-Unruhen des genannten Jahres zertrümmerte ein Haufe fanatisirter Schneidergesellen die sämtlichen Maschinen des Geschäftes, und Thimmonier selbst entging nur mit knapper Noth den mörderischen Angriffen der wüthenden Bande. Die Firma gerieth in Verfall, und unser Schneidermeister mußte Paris den Rücken kehren, fast ebenso arm, wie er einst in die Hauptstadt eingewandert war. Das Glück wollte ihm nicht wieder lächeln, auch später nicht, als er sich mit einem gewissen Magnin verband, der für ihn ein Patent in England erwarb, das hernach an eine Gesellschaft in Manchester verkauft wurde. Der Gewinn war ein geringer. Als im Jahre 1851 die große Weltausstellung in London war, sandte er auch seine Maschine dorthin, leider kam sie aber zu spät, und sein Apparat wurde in einem Winkel des Industrie-Plazes untergebracht, wo derselbe unbeachtet verstaubte. Nach sechs Jahren fernerer

mit Maschinen und Näderwerk herumhantirte. Seinem Sohne Elias Howe ging es ebenso, und als derselbe erwachsen war und schon frühzeitig ein ausgesprochenes mechanisches Talent offenbart hatte, wurde er Techniker in den Fabriken von Lowell. Als er hier eine Zeit lang gearbeitet hatte, trat er als Gehülfe bei dem durch sein excentrisches Wesen in der ganzen Stadt bekannten Instrumentenmacher Ari Davis in Boston ein. Dem umsichtigen Meister wurde eines guten Tages des Jahres 1839 das Modell einer Strickmaschine vorgelegt. „Warum baut Ihr nicht lieber eine Nähmaschine?“ erwiderte Davis den beiden Bekannten, die ihm ihre Erfindung erklärten. „Eine Nähmaschine!“ rief der Eine derselben aus. „Ja, wer die herstellen könnte, der würde ein Millionär!“ Das hörte der Gehülfe Elias Howe, der müßig hinter dem Ladentische stand, und von diesem Tage an wollte ihm die Idee einer Nähmaschine nicht wieder aus dem Kopfe. Er grubelste und brütete, allein er vermochte das Problem nicht zu lösen. Erst drei Jahre später, als die Armut an seine Thüre pochte, ging er ernstlich an den Versuch, den Gedanken, der ihn so lange beschäftigt hatte, zu verkörpern. Er stellte eine an beiden Enden gespitzte Nadel her, war jedoch nicht im Stande, damit etwas auszurichten. Nach langem Hin- und Her-Experimenten-

Maschine zu wagen. Er übernahm den Unterhalt von Howe's Familie, aus der Frau und drei Kindern bestehend, bis dieser ein verbessertes Modell hergestellt hatte, mit dem zwei Nöde genäht wurden, der eine für den guten Freund, der andere für Howe. Das Ding war also wirklich practisch, und nun hieß es: vor die Oeffentlichkeit mit der Erfindung, um die Millionen einzuheimen, von denen man bei dem alten Postener Meister gesprochen hatte! Allein zu solchem Ziele schien der Weg noch endlos weit zu sein. Kein Schneider mochte ein solch gefährliches Ding betrachten, geschweige denn kaufen. Denn was sollte nun weit und breit aus all' den Arbeitern und Arbeiterinnen werden, wenn ein solcher Mechanismus ihre Hände entbehrllich machte? Und wie mußten die Arbeitslöhne im Preise sinken? Das waren gar bedenkliche Fragen, die man sich stellte; das Beste blieb darum schon, man ließ die Sache ganz auf sich beruhen. Auch das Patent für die Erfindung zu erlangen, hatte seine Schwierigkeit, und als er es schließlich 1846 durchgesetzt hatte, da besaß Howe keinen Cent mehr in der Tasche, seine Maschine zu verwerthen. In seiner Noth nahm er jetzt die Stelle eines Locomotivführers an, konnte jedoch die Anstrengungen dieses Berufes nicht lange ertragen. Da er in Amerika mit seiner Erfindung nichts mehr



Am Saftage. Von G. Peck. — Siehe Seite 32.

werden konnte, wollte er sein Glück nun einmal in England versuchen. Das hierzu erforderliche Geld wurde zusammengebetelt, sein Bruder Amasa mit der Mission betraut, und dieser verkaufte die Maschine an einen Corset-Fabrikanten in London, Namens W. Thomas, mußte ihm aber für zweihundertfünfzig Pfund Sterling auch alle Rechte der neuen Erfindung abtreten.

Nachdem die Maschine in andere Hände übergegangen war, wurde die Fabrication derselben energisch vorgenommen. Da die Erfindung aber noch allerlei Mängel aufzuweisen hatte, wurde Howe veranlaßt, persönlich nach England zu kommen, um dort zu versuchen den etwaigen Fehlern abzuhelfen und die erforderlichen Verbesserungen vorzunehmen. Dafür sollten ihm die Reisekosten erstattet und wöchentlich drei, später vier Pfund Sterling als „Arbeitslohn“ gewährt werden. Howe leistete diesem Ansinnen Folge und war reichlich bemüht die Maschine noch wesentlich zu verbessern. Diese bürgerliche nun reich in England ein, — freilich nicht als Howe's, sondern als Thomas' Erfindung, der später allerdings an dem Apparat noch einige Verbesserungen vornahm. Zwei Jahre stand Howe in den Diensten des Londoner Corset-Fabrikanten, dann geriethen Beide in Uneinigkeit, und die Folge davon war, daß Ersterem gekündigt wurde und er seiner Wege gehen konnte. Er wandte sich jetzt wieder seiner Heimath zu, wo man während seiner Abwesenheit seine patentirte Maschine nachzubauen versucht und ihr eine rasche Verbreitung zu verschaffen gewußt hatte. Erst auf dem Rechtswege vermochte Howe diese Ausbeute seines Gedankens sich steuerpflichtig zu machen und sich dadurch aus bitterer Noth zu befreien. Indem associirte sich 1849 ein reicher Kapitalist, Namens Bliss mit ihm, und es währte nicht lange, so stand das Etablissement im Flor, das Howe wirklich die Millionen einbrachte, deren Erwähnung dem jungen Mechaniker-Gehülfen jedenfalls den ersten Anstoß zu seiner bedeutungsvollen Erfindung gegeben hatte.

Von den amerikanischen Fabrikanten war es namentlich Noac Singer, der bedeutende Verbesserungen mit der Howe'schen Maschine vornahm, und seine Fabrik schwang sich durch vorzügliche Herstellung und sorgfältige Vervollkommnungen der Construction bald zur größten Nähmaschinen-Fabrik der Welt empor. Und doch, wie klein fing dieser Fabrikant an! Er hatte im Jahre 1850 eine von Howe's Maschinen zu Gesicht bekommen und sorgfältig betrachtet. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er sich hin und entwarf eine Zeichnung derselben, die, wie er behauptete und wie es auch der Fall war, verschiedene Verbesserungen aufzuweisen hatte. Nachdem es ihm nach einer Reihe vergeblicher Versuche gelungen war, einen Apparat herzustellen, der seinen Anforderungen genügte und eine tadellose Naht hervorbrachte, reiste er nach New-York und erwarb sich auf seine Maschine das Patent. Als Howe hiervon Kunde bekam, war er außer sich vor Wuth, ging hin und verlagte ihn wegen widerrechtlichen Eingriffes in seine Erfinderrechte. Singer jedoch war ein echter Yankee, der sich durch kein Hinderniß von dem Wege abdrängen ließ, den er zu wahren sich vorgenommen hatte. Um Howe's Ansprüche zu entkräften, mußte er indessen darthun, daß dieser nicht der erste Erfinder der Nähmaschine war, dieselbe vielmehr schon vor Howe existirt hatte. Und diesen Nachweis führte er. Zufälliger Weise kam ihm ein aus dem Jahre 1832 datirter Brief in die Hände, in dem von einer Nähmaschine die Rede war, die ein gewisser Walter Hunt bereits im Jahre 1832 erfunden haben sollte. Es wurden Nachforschungen angestellt, aus denen sich ergab, daß die Sache ihren Grund hatte; Hunt aber, der immer von einer Idee zur anderen überprang, ohne die Ausdauer zu besitzen, eine einzige zur Ausführung zu bringen, hatte freilich ein Patent auf die von ihm construirte Maschine erhalten, diese war jedoch noch zu unvollkommen, um einer Verbreitung fähig zu sein, und so hatte er dann die Sache auf sich beruhen lassen. War somit gewiß, daß die Erfindung in America schon vor Howe gemacht war, so steht doch ganz ebenso fest, daß dieser von dem Vorhandensein derselben keine Kenntniß hatte, und daß von Hunt's Maschine auch nicht die kleinste Naht jemals genäht worden ist. Allein der schlaue Singer gewann den Prozeß, und er war es, welcher dem Publicum die Erfindung gewissermaßen aufzwang. Unablässig stellte er seine Maschine aus, machte Reclame dafür, wo und wie er konnte, sann und arbeitete Tag und Nacht, bis sie endlich über den ganzen Erdkreis verbreitet und bei Arm und Reich das unentbehrlichste Hausgeräth geworden ist, als welches wir sie jetzt kennen. Insofern darf Singer's Name niemals unerwähnt bleiben, wenn die Geschichte der Nähmaschine vor Augen geführt wird.

Von dem dritten Manne, der mit der Erfindung der Nähmaschine eng verknüpft ist, nur noch wenige Worte. Er fand er doch die Maschine, ohne daß er es wollte und wußte. Es war ein gewisser Fisher in Nottingham in England, der im December 1844 ein Patent auf die Herstellung „ornamentaler Dessins in Spitzen und Filet auf mechanischem Wege“ nahm und in der That einen Apparat erfunden hatte, der im Wesentlichen auf den nämlichen Principien beruhte, wie Howe's Nähmaschine. Als die letztere in England in Aufnahme zu kommen begann, modificirte er seine Erfindung in einigen geringfügigen Stücken und schuf sie dergestalt zur wirklichen Nähmaschine um, der von den kompetenten Behörden die Priorität zugesprochen wurde, jedoch mit ihr Howe's oder vielmehr Thomas' englisches Patent theilweise erlosch.

Nach der Howe'schen Erfindung wurden alsbald überall Nähmaschinen-Fabriken gegründet, und eine Verbesserung folgte der anderen, sobald es vollständig gerechtfertigt erscheint, wenn man Howe als den eigentlich bahnbrechenden Geist auf diesem Gebiete betrachtet. Während sich nun in America die Nähmaschine reich in Fabrik und Haus Eingang verschaffte, so daß schon im Jahre 1863 etwa drei Viertel aller Näharbeit in New-York auf Maschinen angefertigt wurde, folgte Europa nur langsam nach, und noch in dem zuletzt genannten Jahre wurden in Deutschland nur in kleinen Verhältnissen wenige Nähmaschinen gebaut, welche die Concurrenz mit den nordamerikanischen nicht auszuhalten vermochten. In dem genannten Jahre errichteten Pollack und Schmidt die erste deutsche Nähmaschinen-Fabrik in Hamburg, und aus dieser Schule sind zahlreiche kleinere Fabriken hervorgegangen. Gegenwärtig ist auch bei uns die Nähmaschinen-Industrie hoch entwickelt und liefert zum Theil bessere Maschinen als America, wenn auch von dort noch viele nach Deutschland eingeführt werden.

Dies ist in flüchtigen Umrissen die merkwürdige Geschichte einer Erfindung, deren Urheber mit vollem Recht den Wohlthätern des Menschengeschlechtes beigefügt zu werden verdienen.

Nachdruck verboten.

Sie macht Gedichte!

Humoreske von H. von Kahlenberg.

Es ist kein Zweifel mehr. Meine entzücktesten Vermuthungen haben sich bestätigt, meine fürchterlichste Ahnung hat mich nicht betrogen. Cilly Diephold, meine Cilly macht — Gedichte! Da schlagen doch gleich Apollo und alle neun Mufen drein und die 20,000 deutschen Dichter dazu! — Oder haben sie sich seit der letzten Volkszählung wieder um 10,000 vermehrt? — Meine Verzweiflung ist grenzenlos, nur derjenige kann sie begreifen, der, wie ich, noch nie „Herz“ auf „Schmerz“ gereimt hat, der den Pegasus im gewöhnlichen Leben als eine ziemlich unbrauchbare Abart der Gattung Pferd betrachtet, — nur ein Barbar versteht mich, ein plumper Erdensohn, dessen rohes Gemüth sich zu den höheren Sphären nicht erheben kann! Komm an mein Herz, du treuer Wilder, Bruder in Prosa, und weine mit mir: Cilly, dies Idealbild einer wirtschaftlichen Jungfrau, dies harmlose Lämmchen, dies fleißige Haushühnchen, Cilly birgt in ihrem rabenschwarzen Innern den Dichtertempel: Poesiegebirg, den Obersten der Höllegeistler, in Person!

Cilly dichtet. Wie ich die Thatiade entdeckt habe? Ach, seit lange schon fühlte ich ein schwarzes Unheil mit Aldermansfittichen in der Luft herumzuweben, wieder und wieder zog mich mein warnender Schutzgeist mit magnetischer Gewalt zu dem Lauscherplätzchen am Hause, von welchem aus ich die Niederlaube so genau bewachen konnte, in der Cilly des Nachmittags zu sitzen pflegt!

Zuerst handarbeitete sie stets ganz fleißig, aber dann werden die finken Fingerringe immer müder, — langsam, — langsam geht die Nadel, und schließlich sinkt die Stiderei ganz in den Schoß, das blonde Köpfchen legt sich zurück, und die blauen Augen verenkeln sich so recht träumerisch und schmerzhaft in den blauen Himmel. Was sie da oben wohl sehen mögen? — Vielleicht einen gewissen, nicht allzu fernem Hans Bürger. Ich möchte es fast glauben, man glaubt so etwas ganz gern. — Etwas verdächtig ist mir aber dies schwärmerische Himmelsbliden doch! Wenn sie mich doch mal so verückt ansehen wollte wie das geheimnißvolle Etwas da oben!

Das Betreffende muß ihr außerordentlich wohl gefallen! Wie sie lächelt! Und jetzt bewegt sie sogar in höchst verdächtiger Weise ihre Lippen. . . . Alle Wetter! — Sollte da etwa? — Ein schauderhafter Verdacht steigt in mir auf. Ich will ja gern glauben, daß sie an mich denkt, wie sich das gehört unter Liebenden, aber so verückt braucht sie doch bei dem Anblick nicht gerade auszugehen! Gewiß, ich bin ein recht guter, braver Kerl, und einen besseren Mann soll's in der ganzen Welt nicht geben. . . . Wenn ich nur nicht so peinlich genau wüßte, daß an meiner Wiege diese verwünschten Frauenzimmer, die Grazien, nicht mit Pathe gestanden haben! Selbst Cilly, auch wenn sie noch so verliebt ist, kann sich darüber keine Illusionen machen. — Aber — wie schwärmerisch sie lächelt, wie begeistert sie aussieht! — Vielleicht bin ich doch hübscher als ich dachte. Die Mädchen haben ja oft einen ganz anderen Gesichtsmal als der Spiegel.

Ich glaube, du bist bis jetzt zu bescheiden gewesen, Hans Bürger, du hast deine Reize etwas zu sehr unterschätzt in deinem Wahrheits-Fanatismus. Etwas Besonderes muß doch an dir dran sein, wenn ein junges Mädchen von Cilly's vorzüglichem Gesichtsmal so entzückt aussehen kann bei dem Gedanken an dich. — Der neue Frack neulich Abend stand mir aber auch vorzüglich, sagte der Schneider, — in dem sieht das liebe Ding mich gewiß da oben in den Wolken herumspazieren.

Das soll jetzt anders werden, ich will mich als Mann von angenehmem Aussehen fühlen. Nur die Lumpen sind bescheiden, sagt Goethe. Meine selige Mutter meinte schon immer: der Hans ist ein Prachtjungel. Man sieht's nur gar nicht so recht, wie niedlich er eigentlich ist. O, er wird es der Welt schon klar machen!

Heute geschah das Unglaubliche, Unerhörte. Langsam und zögernd, aber doch mit einer gewissen herausfordernden Würde zieht Cilly plötzlich ein roth eingebundenes Büchelchen aus der Ta'sche. Ein Roman, denke ich, das kann vorkommen an einem so heißen Sommernachmittag. Wie lieblosend sie den rothen Einband freilegt. Gewiß „Die Trichter“ oder gar „Berther's Leiden“. Das wird sie sich bei mir schon abgewöhnen.

Da — ich hätte beinahe laut aufgeschrien vor Ueberraschung. Ein Pleistii! — Gott sei Dank, sie scheidet ihn bloß in den Mund. Die armen Mädchen haben ja keine Cigarren.

Nein, sie schlägt das Büchelchen auf und fängt an zu schreiben. — Ein schwacher Hoffnungsstrahl will noch in mir aufglimmen: Vielleicht ihr Tagebuch? Aber ich weiß ganz genau, es ist etwas Anderes, Schredlicheres.

Von meinem Lauscherplätzchen kann ich deutlich sehen, daß es Berie sind, die sie schreibt. Lauter Berie, — die ganze Seite ist schon voll, und wie sie lächelt, wie ihre Wangen glühen! Immer vier Zeilen hinter einander, dann ein Zwischenraum und dann wieder vier Zeilen. Selbst die Einmaleins-Tafel seligen Andenkens ist mir in ihrer geiststehenden Regelmäßigkeit und Unerbittlichkeit nie so trostlos, so freudelähmend erschienen, wie diese vielbeinigten Bierzeiler.

Cilly dichtet. Das steht fest. Gibt es denn keinen Milderungsgrund, um die vernichtende Schwere dieser Thatiade abzuwachen! — Sollte sie dich andichten, Hans Bürger? Hästert die liebe Eitelkeit. Die Schwäche wäre verzeihlich. Wenn man verliebt ist und allein, — einige Menschen rauchen, — andere träumen, — aber die meisten dichten, wenigstens bei uns im lieben Deutschland. — Ansinn, entgegnet eine andere Stimme hart und scharf (das ist wieder einmal mein Alles vermeiner Wahrheits-Fanatismus. Ich muß ihn mir doch abgewöhnen). Ansinn, Hans Bürger. Wobin verirrst du dich? Bist du etwa zum Andichten? Gehehe selbst!

Ich mußte zugeben, daß die meisten Dichter sich ihre Ideale wohl anders gedacht haben mögen, aber, — trotzdem, liebe Ehrlichkeit, — bedenke doch, Cilly ist verliebt und neulich in dem Frack.

Macht der Frack dich etwa schlanker oder größer? sagte die strenge Stimme wieder. Nennen dich nicht alle deine Freunde: Dicker, und behauptete nicht neulich Fritz Pankter unter allseitigem Beifall, daß du dem Kameruner mit seiner Tabakdose auf ein Haar gleichst? . . . Dieser abscheu. . . . Fritz mit seinen Rehnlichkeiten!

Aber das Gesicht, wandte ich wieder ein, meine selige Mutter behauptete doch: . . . Deine selige Mutter war — Sind diese borstigen Haare, diese Couleur de Mischmasch-Augen und der trotz Wigargée noch immer sehr dürstige Bart

etwa zum Andichten? Das ist zu stark, brauste ich auf, — ich behaupte gar nicht, ein Adonis zu sein, aber ein angenehmes Neufheres. . . .

Angenehmes Neufheres! Schau dich doch nur in dem Spiegel, du Narr! Macht ein junges Mädchen Gedichte an so Eimen? Aber wenn sie mich nicht andichtet, — wen sollte sie denn andichten? Ja — wen?

Von den gräßlichsten Zweifeln gefoltert, schleiche ich wieder an mein Lauscherplätzchen. Richtig, da sitzt auch schon Cilly und schreibt mit glühendem Köpfchen und bebenden Fingern. Natürlich wieder Berie an Jhu. O dieser Er! Eine finstere Entschlossenheit bemächtigt sich meiner. Komme was da will, heute muß es klar werden zwischen ihr und mir. Ich muß diese höchst verdächtigen Berie lesen, ich muß ihn ausfindig machen, an den sie gerichtet sind, und wehe dir, Cilly, wenn mein Verdacht sich bestätigt!

Der schadenfrohe Zufall ist mir günstig. Vom Hause her ruft ihre Mutter. Cilly springt eisends auf und läßt das Buch vertrauensvoll liegen. Mit drei Sähen bin ich über den Zaun in der Laube. Wie ein Tiger stürze ich mich auf das Buch: Ah, meine Ahnung!

Natürlich: an Jhu. Weshalb schreibt sie nicht einen vernünftigen Namen! Hans Bürger klingt ihr wahrscheinlich nicht poetisch genug!

„Seit jenem Tage weiß ich's, Da Du mich zuerst begrüßt, —“

Das ist gelogen, denn damals war sie erst acht Jahre alt. Daß Du mir und kein And'rer Der einzig Erfor'ne bist.

Hm, hm. Mir ist's, als ob ich dasselbe schon 'mal irgend wo anders gelesen hätte. Wahrscheinlich zu eine allgemeine dichterische Redensart. Der zweite Vers wird schon deutlicher:

Aus Deinen tiefblauen Augen Ein helles Leuchten drang, Von Deiner holden Lippe Tönt süßer Jambesgesang.

Also blaue Augen hat der Cujen und holde Lippen! Meine Augen sind ja wohl Couleur de Mischmasch und der Stoppelbart, — ob man den wohl „hold“ nennen kann? — Falsche Nase, die du bist, Messalina, Lucretia Borgia! — Aber laß doch sehen, was der blaugigige Kaffe noch weiter für Vorzüge besitzt:

Durch Deine blonden Locken Fließt goldnes Himmelslicht, Aus Deinen edlen Jügen Die größte Seele spricht. —

Ja, jetzt weiß ich's! Es ist der schwindstüchtige Candidat aus der Johannis-Kirche. So ein Dudmäuser, natürlich, der gefällt dem poetischen Dämchen! Sie schielte mir auch am vorigen Sonntag schon so verdächtig nach den „edlen Jügen“:

Wie ich Dich vor mir sehe So männlich, stolz und frei, Ich weiß, wie Du ist Keiner So stark, so fest, so treu.

Scheint ihn ja schon sehr genau zu kennen! Na, da haben wir's endlich:

D'rum muß ich Dich stets lieben, Mein König sollst Du sein, Bei Tag und auch in Träumen, Geliebter, denk' ich Dein!

Diese Unverschämtheit! Daß sie sich überhaupt nicht genirt, dergleichen auszusprechen! Kein sittsames, deutsches Mädchen würde so etwas eingestehen. Mag sie ihm doch nachlaufen, die scheinheilige Schlang, die Mutter, die —

„Aber Herr Bürger! . . . Mein Buch! . . . Sie haben es gelesen? — O Gott!“

Das ist Cilly, — sie ist zurückgekommen, und ich stehe immer noch da, mit ihrem Buch in der Hand. Mir ist's auch ganz egal, daß sie mich dabei ertappt, mir ist überhaupt Alles egal, — ich empfinde sogar eine gewisse Freude, daß sie gekommen ist. In's Gesicht will ich's ihr schenken, daß sie die raffinierteste Kofette ist, daß ich sie verachte, — sie selbst soll mir Alles gestehen! —

Ich nide also nur mit dem Kopfe und werfe ihr einen Blick zu, der beim jüngsten Gericht genügt hätte, um die Berdamnten in den Tartarus zu schleudern: „Ich weiß Alles!“ — Wie roth sie geworden ist. Ich sehe es wohl, sie möchte vor Scham und Berlegenheit in die Erde sinken. — Jetzt fängt sie gar an zu weinen, natürlich, — sie kann sich ja nicht vertheidigen, ich halte den Beweis der Schuld in der Hand, und sie ist entlarvt! —

„Fräulein Cilly!“ fange ich wieder an im strafenden Grabeston. „Sie haben ein falsches, unwürdiges Spiel mit mir getrieben, als Sie Hoffnungen erweckten, die Sie nicht erfüllen wollten. Mein Herz ist tief, sehr tief verwundet und gekränkt. Aber ich verzeihe Ihnen, Fräulein Cilly, werden Sie glücklich mit jenem Andern, den Sie so sehr lieben.“ Noch einen gerammenden Blick auf die zerknirschete Sünderin, und mit der Pose eines Coriolan, der in die Verbannung zieht, näherte ich mich dem Ausgang. . . . Da geschah etwas völlig Unerwartetes, durchaus Anprogrammähiges für eine derartige hochtragische Scene. Cilly lachte nämlich plötzlich auf, ganz laut und silberhell, und konnte sich durchaus nicht wieder fassen. „Warum gehen Sie denn nicht, Herr Bürger?“ Das klang wie das Spottgälächter von tausend Kobolden.

Ich blieb starr stehen in versteineter Verdugtheit. „Aber wenn Sie es so genau wissen, so sagen Sie mir doch, an wen das Gedicht ist, Herr Bürger?“ Dabei drohte sie fast zu erstickn vor Lachen. „O Sie närrischer Mensch! Was für ein urkomisches Gesicht Sie machen. Es ist zum Todtlachen, — ach, ach! Du bist doch auch ein zu dummer, dummer Hans!“

Dem dummen Hans war nämlich plötzlich ein sehr helles Licht aufgegangen, und er that das Klügste, was er in dieser Situation thun konnte, er stürzte sich auf die lachende Verbrecherin, und dann lag sie in seinen Armen, und sie küßten sich und redeten den tollsten Unsinn, jene verrückte, wunderliche Ursprache der Liebe, für die der Philister kein Lexikon findet, während die Nichtphilister aller Nationen sie von selbst verstehen.

Gedichte macht Cilly nicht mehr, weil sie mit Recht fürchtet, daß ihr Gatte, der sich schon ohnehin sehr viel auf seine tiefblauen Augen und edlen Jüge zu gute thut, sonst gar zu eingebildet würde. Nur das eine, bewußte: „An Jhu“ hängt unter Glas und Rahmen in meinem Zimmer, und jedesmal, wenn Cilly zu einer kleinen Gardinenpredigt ausholen möchte, halte ich ihr den Talisman entgegen, und sie verstummt vor der Nedenlosigkeit ihres selbstgezeichneten Heldenbildes.

Rachdruck verboten.

Aus dem Corsenlande.

Von Eugen von Jagow.

1.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Corsin zu beneiden sei. Es geht ihr zwar nicht so schlecht, wie den armen Kabylen-Frauen, die man während der Pariser Weltausstellung nicht ohne inniges Mitleid in einem fensterlosen, stallartigen Kanne hinter ihrem Weibstuhle stumm und in sich gekehrt hocken sah, aber der Corse ist doch weit entfernt, den Deutschen nachzuahmen, der seine kleine Frau nicht selten auf Händen trägt und im Schweife seines Angesichtes ihr Brod erwirbt. Die Corsin muß alle Arbeit verrichten und alle Lasten auf ihren Schultern oder vielmehr auf ihrem Kopfe tragen. Sie steht nicht nur dem Haushalt, sondern oft auch dem Geschäfte vor; sie ist es, die auf dem Felde der heißen Gluth der südlichen Sonne trohen muß, wenn die Familie zu arm ist, um sich italienische Lohnarbeiter zu dinge, sie hütet die Schweine, sie geht neben dem mit Fruchtkörben beladenen Maulthiere her, oder man sieht sie auch wohl auf diesem oder auf dem klinken corsischen Koffe sitzen und im Trabe Dorf und Stadt durchzueilen, mit den nackten Füßen die Thiere anfeuernd, immer thätig, ein weibliches perpetuum mobile, das zum Beharrungs-Vermögen des trägen Gatten in wunderbarem Gegenstze steht. Sie theilt da das Los der Spanierin, aber ohne wie diese für ihre harte Arbeit entschädigt zu werden. Wer den schwarz gelochten Sohn Andalusiens nicht nur aus dem Schiller'schen Worte „Stolz lieb' ich den Spanier“ kennt, der weiß, daß nicht er, sondern die Frauen die Fägel der Herrschaft in der Hand halten, selbständig und freitbar, wie die Amazonen. Etwas Amazonenhafte haben die corsischen Frauen freilich auch, besonders wenn es sich um die Vendetta handelt, aber sie sind dem Manne democh unterthan; sie werden von ihm sogar nicht selten brutalisirt, sie verrichten Sklaven-, nicht Herren-Arbeit, wie die Spanierin.

In der That ist mir beim Durchstreifen der an Banditen nicht eben armen Insel der schwermüthige Ausdruck in den Gesichtszügen der corsischen Frau als typisch aufgefallen. Der Blick der Sigenden ist träumerisch zur Erde gerichtet, und der ovale Schnitt des Antlitzes vollendet die Illusion, daß sie und nicht die lebhaft, gluthängige Italienerin das Vorbild der Rafael'schen Madonnen gewesen sei. Man hat Neapel, — nicht mit Unrecht, — die Stadt der Freude genannt. Von Ajaccio beispielsweise, wo einst der „große Corse“, wo Napoleon das Licht der Welt erblickte, möchte ich nicht dasselbe behaupten. Es ist weit eher eine Stadt der Trauer oder, wenn der Ausdruck zu viel sagt, doch wenigstens eine solche, in der man weniger lacht, weniger liebelt und weniger singt, als in Süditalien oder gar in Südfrankreich, gar in Marseille, dieser lebensfrohesten, ausgelassensten Stadt des Erdennundes, diesem Eldorado aller Klunker-Genies.

Die Corsin gleicht in ihren Zügen und auch in ihrer Tracht der italienischen Schwester, aber sie empfindet anders als diese, und in ihrem Weien gleicht sie eher der anderen lateinischen Verwandten, der Spanierin. Es fehlt in der That nicht an Gegensätzen zwischen der Italienerin und Corsin, trotzdem diese fast dieselbe Sprache spricht wie jene, und sie so lieb hat, daß sie sich ihrer stets bedient, wenn sie nicht gerade französisch sprechen muß. Gegenstze ferner schon rein äußerlich, in der Tracht! Beide tragen, — natürlich nur in den unteren Klassen der Bevölkerung, — das Kopftuch, das man in Corsica früher die *saldetta*, heute viel profaischer *mouchoir* nennt. Bei der Italienerin ist es so bunt wie deren übrige Tracht, und das Purpurroth herrscht darin vor. Die Corsin dagegen wählt mit Vorliebe ein einfarbig weißes oder gar ein schwarzes Tuch. Letzteres verleiht nicht eines schönen Tages in Ajaccio zu einem seltsamen Zerthum. Ich hatte die im italienischen Stil aufgeführte Kathedrale betreten, um mich im Geiste in die Zeit zurück zu versetzen, wo Napoleon hier getauft wurde und um die lange Reihe geschichtlich bedeutungsvoller Jahre an mir vorüberziehen zu lassen, welche von der Wiege des großen Staaten-Vernichters zu dem Sarge dessen führt, welcher das deutsche Reich neu errichtete. Es war gerade Gottesdienst, und es handelte sich, so schien es mir wenigstens, um einen besonders feierlichen Anlaß, da eine ganz ungewöhnliche Zahl von Können vor mir kniete, die ihre stille Klosterliche nur selten mit einer städtischen zu vertauschen pflegen. Ich fragte einen neben mir stehenden jungen Mann nach der Ursache ihres Kommens. Der aber sah mich erstaunt an: „Das sind ja keine Können, mein Herr; das sind Frauen und Mädchen aus Ajaccio!“

Das schwarze Kopftuch, welches auf die dunkle Tracht der dieht an einander Gedrängten tief herabwallt, hatte mich irre geführt. Es erinnert in der That ungemein an die Klosterliche Tracht und giebt der Corsin etwas, ich möchte sagen Weltfernes, Weltabgewandtes, was mit ihrem Vose und ihrer Resignation auch ganz im Einklange steht. Es giebt für sie in der That nicht viel Abwechslung, selbst in der Stadt und selbst für die vornehmere Damen-Gesellschaft nicht. Ajaccio besitzt nur ein Theater, das überdies nur kurze Zeit geöffnet ist. Auch die Bälle sind selten, und nun gar in den Dörfern gehört das Tanzergnügen so sehr zu den Ausnahmen, daß man kaum davon sprechen kann. Es kommt hinzu, daß der Corse durchaus keine musikalische Begabung besitzt, sodaß nicht einmal der Gesang, der doch wie der Wein des Menschen Herz erfreut, den vereinten Frauen das einformige Leben zu verüben vermag.

Doch konnten wir auf unseren Vergleich mit der Italienerin zurück. Nicht, die gewohnte Tracht von erstem Schwarz allein, um mit Hamlet zu reden, „noch die gebengte Haltung des Gesichtes“ ist es, was die Corsin „wahr kundgiebt“; der bedeutende Unterschied, welcher über allen Schein, ist in den Sitten zu suchen, auf deren einige ich schon schonen hinwies.

Die eheliche Untreue ist in Corsica außerordentlich selten, was man für Rom oder Paris leider nicht behaupten kann, und die Herren Dumas und Sardou würden ihre Zeit verlieren, wenn sie auf dem mittelalterlichen Felsen-Etande, wo sich zum Theil geradezu patriarchalische Sitten erhalten haben, für ihre Ehedrucks-Dramen nach einem Stoffe suchen wollten. Vielleicht ist diese Thatsache von so hohem sittlichen Werthe, daß manche andere Unsitte, die der Vendetta beispielsweise, durch sie aufgewogen wird.

Eine Frau, die ihren Gatten nach bekannten Pariser Mustern täuschte, würde schwerlich die Zeit übrig behalten, in den drei oder vier letzten Akten eines Dramas mitspielen, und die öffentliche Meinung Corsica's würde den Rächer der Familien-ehre um seiner Bluthat willen einstimmig loben und vielleicht

gar einen Poeten zur Abfassung eines *vocevo* begeistern. Unter dem Wenigen, was die Dichter Corsica's auf dramatischem Gebiete geleistet haben, findet sich auch ein „Sampiero“, der vielleicht noch mehr als Bonaparte oder Paoli der corsische National-Held ist und den Dolch unbarbarisch in die Brust seines Weibes stieß, weil es, aus zärtlicher Sorge für die Zukunft der Kinder, zu den Genueesen, zum Erbfeinde, geflüchtet war. Es versteht sich ganz von selbst, daß Sampiero der glorreiche Held des Dramas ist. Ein anderer, wohl verstanden nicht corsischer Dramaturg, würde freilich in dem seelischen Widerstreite der Gemordeten zwischen ihren Pflichten gegen Gatten und Vaterland einerseits und gegen ihre Kinder andererseits einen dankbaren Vorwurf finden, — aber in Corsica dürfte er sein Werk nicht zur Aufführung bringen.

Niemand ist gastlicher als der Corse, und der Tourist reist auf der Insel unendlich sicherer, als etwa in der nächsten Umgebung von Palermo oder Cagliari. Aber man will von jenem, gleichviel ob französischer oder nicht französischer Eindringling nichts wissen, der als Colonisator auftritt, oder mit dem Einheimischen in der Beamtenlaufbahn in verhassten Mißwerb tritt. Man giert in Corsica so sehr nach Neutern, daß man sie auch in Frankreich eifrig sucht, aber man mißt mit ungleichem Maße. Man gönnt den Fremden nimmermehr das, was man doch für sich selbst so reichlich in Anspruch nimmt. Die Fälle sind zahlreich, in denen die vornehme Corsin einen Franzosen vom Continente heirathet und in Marseille oder Paris in der Gesellschaft eine Rolle spielt. Aber man sieht es höchst ungeru, wenn die Französin durch ihre Verbindung mit einem reichen Erben der uralten corsischen Familien, der Signori und Caporali, ihren europäischen Einfluß in den inneren politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Insel geltend macht. So bekannte mir ein Corse, — um nur ein Beispiel anzuführen, — daß er mit Leib und Seele Bonapartisten gewesen sei, daß er aber Victor Napoleon nicht mehr für einen Bonapartisten ansehen könne. Derselbe sei durch seine Abstammung ja ein Italiener, und von den Italienern will man auf der Insel bekanntlich noch sehr viel weniger wissen, als von den „hochmüthigen“ Franzosen.

Die Corsin ist fast durchweg ehrbar und sittsam, aber die Ursache dafür ist mehr in den patriarchalischen Sitten zu suchen, als in einer überreichen Liebesfülle ihres Herzens. Soviel ich beobachtet und gehört habe, sind die meisten Ehen sogenannte Vernunftehen, deren Vergleich mit den auf unseren Bühnen verherrlichten Heirathen aus Liebe für den Culturhistoriker gewiß sehr fruchtbar wäre. Man ist in Corsica nichts weniger als romantisch. Die Insel ist zwar überaus fruchtbar, Oliven, Feigen, Citronen und Mandeln spenden ihren Reichtum auch ohne die Pflege der Menschenhand, aber der Anblick der rauhen Felsenwildnis, die jahrhundertelangen Kämpfe gegen die Tyrannen Genua's und Pisa's, die noch heute beliebte Nomadenwirtschaft und das Banditentum haben jegliche sentimentale Anwendung von der Bevölkerung ferngehalten. Für diese giebt es in der That nur practische Gesichtspunkte, es sei denn, daß es sich um die Vertheidigung gewaltig wuchernden Familien-Ehrgeizes oder eines damit in ursächlichem Zusammenhange stehenden unverwundlichen Rachebedürfnisses handelt. Und so würden denn auch die jungen Dichter, welche, angeleitet durch das romantische Wort „Vendetta“, in Corsica den Stoff für eine neue Romeo und Julia-Tragödie suchen, schwerlich auf ihre Reisetosten kommen.

Allerdings ist die Entföhrung, — und eine ledere, als sie Shakespeare's Held gewagt, — auf der Insel durchaus gang und gäbe. Aber es handelt sich dabei, wie gelagt, meist um eine recht materielle Berechnung. Der häßige Vater beispielsweise will mit seiner Tochter höher hinaus, und da es dieser, trotz ihrer Sklavenstellung und dank ihrer energischen Thätigkeit im practischen Leben, nicht an Willenskraft und Stolz fehlt, so nimmt sie eben gegen die Familie und deren ehrgeizige Pläne für den Curmacher Partei und verschwindet eines schönen Tages mit ihm. Nach diesem Akt der Selbsthülfe, der zugleich ein Akt der Erpressung ist, tritt sie mit dem zukünftigen Gatten vor den Richterstuhl des Vaters, der dann meist, um Aufsehen zu vermeiden, nicht nur seinen Segen, sondern auch die von dem eigemüthigen Schwiegerohn geforderte Mitgift giebt. Je höher diese ist, um so mehr Auszichten, zu Neutern und Ehren zu kommen und, — seltsam genug! — das Weib besitzt ein so großes Anpassungsvermögen, daß es, statt darüber verlegt zu sein, daß es bei jener Berechnung so zu sagen nur das Mittel zum Zweck war, sich ganz in die Empfangungsweise des Gatten oder Bräutigams hineinsetzt, in dessen Interessenkreise lebt und weht und sich so ganz mit dessen Idealen von Macht und Familienobmacht erfüllt, daß sie als Binne mit bewunderungswürdiger Energie die Familien-Ueberlieferung fortführt, die Kinder mit männlicher Strenge erzieht und sie, wenn es nöthig ist und kein Verwahrer für sie Partei ergreift, zur heiligen Pflicht der Rache anhält. Sobald aber der älteste oder begabteste der Söhne herangewachsen ist, so tritt sie, mit nicht minder bewunderungswürdiger, in Europa vielleicht etwas seltenerer Selbstverleugung demüthig zurück, um sich ihm, als dem „chef“ der Familie, unterzuordnen.

So verhielt es sich früher, und so will es die corsische Sitte noch heute. Charakteristisch dafür ist das, was uns die Geschichte aus der Jugend Napoleon's übermitteln hat. Da er in jeder Beziehung bedeutender war, als sein älterer Bruder, so wurde er als der Chef der Familie angesehen. In den von ihm im jugendlichsten Alter geschriebenen und an seinen Onkel, den Cardinal Reich, gerichteten Briefen entwickelte er in einem wahrhaft väterlichen Tone seine Ansichten über die für seine Geschwister nöthige Erziehung, ohne daß seine doch echt corsische und energische Mutter, die schöne Lätitia, darin auch nur erwähnt wäre. Er war der Stolz seiner Familie, seiner Erziehung hatte man alle Opfer gebracht, und so geschieht es, ich wiederhole es, noch heute. Die ärmste Familie darbt es sich oft unter tauend Opfern ab, um aus dem Liebling einen berühmten Mann zu machen, dessen sie sich rühmen darf, einen Offizier, einen Geistlichen, einen Advokaten oder gar einen Regierungsbeamten. Tant pis für die anderen Geschwister. Die mögen sehen, wie sie in ärmtlicher Dürtenstellung oder als Tagelöhner oder als Landstreicher das Leben fristen; man opfert sie dem Familiennamen und dem Familienstolze. Unwillkürlich kommen einem da die englischen Majoratsverhältnisse in den Sinn, und in der That, an Beziehungen dazu fehlt es nicht, nur daß man in Corsica miuder reich ist. So geschieht es nicht selten, daß sich nur eines der Geschwister verheirathet, damit der Familienbesitz, um den dann die Uebrigen wie Trabanten kreifen, in einer Hand vereint und die Familie mächtig bleibe. Die Casabiancas, welche unter der Republik gegenwärtig die erste Rolle spielen, sind nur durch diese selbstthätige und unnatürliche Familienpolitik groß und einflußreich geworden und zur Geheimregierung der Insel gelangt.

Rachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Deutsche Literatur.

Von Klaus von Rheden.

Wenn man den Titel des neuesten Romans von Karl Emil Franzos liest, kann man sich, ohne daß man besonders scharfsinnig zu sein braucht, schon denken, was kommen wird. Der Roman heißt „Judith Trachtenberg“ (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt), — das ist ein jüdischer Name, und das Judentum ist nun einmal die literarische Domäne von Franzos, die Quelle, aus der er immer und immer schöpft. Durch seine „Juden von Barrow“ hat er seinen Ruf begründet, und von seinen späteren, halb novellistischen, halb culturgeschichtlichen Werken haben stets diejenigen das meiste Interesse gefunden, in denen er jüdische Verhältnisse schildert, die freilich kaum Einer mit so charakteristischer Schärfe und gleichzeitig so poetischer Kraft darzustellen weiß, wie gerade er. Er geht tiefer als Kompert, Bernstein und Rosenthal, die das jüdische Familienleben nur von seiner lichteften Seite kennen wollten; er zergliedert mit großem Geschick die mannigfachen Urachen, die das Judentum, namentlich in den Donauländern und in Süd-Rußland, noch bis in die neuere Zeit hinein in fast völliger Absperrung von ihrer andersgläubigen Umgebung hielten. Durch den culturhistorischen Boden, auf dem seine Erzählungen sich aufbauen, erhöht er den Reiz der Lectüre; es sind keine Liebesgeschichten gewöhnlicher Art, in denen Hans und Grete sich kriegen oder nicht kriegen, sondern Sittenbilder, deren hohe Bedeutung, ganz abgesehen vom rein künstlerischen, gerade in unseren Tagen nicht zu unterschätzen ist.

Als solch ein Sittenbild aus dem jüdischen Leben zu Anfang unseres Jahrhunderts giebt sich auch „Judith Trachtenberg“. Die Erzählung spielt in einer kleinen Stadt Ost-Galiziens, im Hause des reichen Nathan ben Ranassa. Judith, seine schöne, rothblonde Tochter, hat das Unglück, dem neuen Gutsherrn Grafen Agenor Baranowski, von dessen Gunst viel für die Bürgerlichkeit abhängt, zu gefallen, und das noch größere Unglück, den Grafen wieder zu lieben. An eine Vereingung der Beiden ist natürlich nicht zu denken; der junge Edelmann ist als Judenthäter bekannt, und brächte er es auch wirklich über sich, um die schöne Judith zu werben, — der alte Nathaniel würde dem Grafen in weiser Voraussicht die Hand seiner Tochter ohne Weiteres abschlagen. Der Conflict ist da. Allen Borurtheilen zum Trog können die Beiden nicht von einander lassen. Im Taumel seiner Liebe entschließt sich Graf Agenor, von gewissenlosen Burken unterstützt, zu dem Schurkenstreich einer Scheinehe und Scheintaufe, aber er wird seines, durch ein Verbrechen erkämpften Glückes nicht froh. Ein Zufall enthält Judith, die von ihrer Familie und ihrem Stamme verstößt worden, im fernem Italien die ganze granfame Wahrheit, und gebrochen an Leib und Seele flieht sie in die Heimath zurück. Nun aber erwacht in Agenor bitterste Reue; in Sachsen-Weimar ist derzeit gerade das neue Civil-Gesetz eingeführt worden, das Juden und Christen ohne Glaubenswechsel die Ehe gestattet, — er läßt sich mit Judith in Weimar trauen, und es gelangt ihm auch, mit Hilfe Metternich's, vom Kaiser von Oesterreich die Anerkennung dieser Ehe im Interesse seines Kindes zu erlangen. Weiter wollte Judith nichts; sie wählt freiwillig den Tod, weil sie nach dem, was sie erlitten, nicht Muth noch Kraft zum Weiterleben hat.

Das ist die knappe Skizzirung des Inhalts von „Judith Trachtenberg“. So schlicht aber auch die Handlung erscheint, so künstlerisch ist sie verarbeitet. Man kann das Buch nicht ohne tiefgehende Empfindung aus der Hand legen. Einzelne Schilderungen, wie das Begräbniß des alten Nathan und die Heimkehr Judith's aus Italien, wirken in ihrer mächtig zu Gemüth sprechenden Anichaulichkeit geradezu erschütternd. In der Charakteristik erscheint uns die Gestalt des Grafen Agenor, der, — im Grunde seines Herzens eine eheliche Natur, — im Kampfe zwischen seiner Leidenschaft und den Pflichten, die seine Geburt an die Makellosigkeit seiner Lebensführung stellt, vollkommen die Kraft des Entschagens verliert, — erscheint uns gerade diese Figur am feinsten ausgearbeitet.

Ebenfalls als ein Sittenbild ist der Roman aus dem elsässischen Leben, „Heinrich Farel“ von Ludwig Spach (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zu bezeichnen. Der Roman ist nicht im eigentlichen Sinne des Wortes eine Novität, denn er ist fünfzig Jahre alt, aber er erhebt ursprünglich in französischer Sprache, und bisher hatte sich merkwürdiger Weise noch Niemand gefunden, dieses bedeutante Werk, das an meisterhafter psychologischer Vertiefung Flaubert's vielbesprochener „Madame Bovary“ zur Seite gestellt werden kann, der deutschen Lesewelt zu übermitteln; — merkwürdiger Weise, denn „Heinrich Farel“ ist trotz seines französischen Urtextes ein ganz deutsches Buch, wie es auch deutsche Erde ist, auf der die Erzählung sich abspielt.

Ludwig Spach, der Verfasser, — er starb 1879 in Straßburg, — war ein bekannter elsässischer Geschichtsforscher, der sich unter dem Pseudonym Louis Lavater auch vielfach mit schöpferischer Thätigkeit beschäftigte. Unter dem gleichen Namen erschien 1834 „Henri Farel“, ein roman alsacien, in Paris und wurde u. A. durch Girardin und die Sand als eines der besten Bücher der Gegenwart gepriesen. Der Verfasser selbst hatte ursprünglich die Absicht, seinen Roman in das Deutsche zu übertragen; es blieb indessen bei der Absicht. Um so dankbarer müssen wir dem Uebersetzer, dem bekannten Uaß-Forscher Hermann Ludwig von Jan, für seine ausgezeichnete Verdienstleistung sein. „Heinrich Farel“ ist kein Roman für die Freunde der Bibliotheken-Lectüre. Es fehlt ihm das, was man gemeinhin unter „Spannung“ versteht: eine aufregende, sich überhaufende Handlung. Er ist auch kein Roman für junge Mädchen, für die es ja eine eigene und zum Theil ganz vortreffliche Literatur giebt. Er ist, wie wir schon sagten, ein Sittenbild und will als ein solches betrachtet werden. Freilich, — Spach ist kein Sittenschilderer im Sinne des vorgezeichneten Naturalismus; sein ausgeprägtes Schönheitsgefühl und sein künstlerisches Empfinden müßten ihn auch in den Schilderungen sittlicher Verirrung stets den Weg weiser Mäßigung finden lassen. Und gerade deshalb, — gerade, weil der Verfasser von „Heinrich Farel“ es so meisterlich verstanden hat, Abgründe des Lebens aufzudecken, ohne das ästhetische Gefühl in widriger Weise zu verletzen, weil er mit wunderbarer sicherer Hand das Menschenherz zu anatomisiren vermodete, ohne uns an das Grauen des Secriaales zu mahnen, — sei sein Buch auch der deutschen Frau wärmstens und bestens empfohlen. Sie wird in ihm den Gemüth finden, den das Werk eines echten Dichters dem, der den Dichter zu verstehen trachtet, immer bereitet.



Nachdruck verboten.

Rignon. Von Anna von Wahl. Siehe die Abbildung, Seite 23. — Kann die reizende Phantasiegestalt Goethe's dichterischer und poetischer verkörpert werden als hier, und ist sie nicht die feinsten Illustration zu dem Duo der lieblichen Rignon und des greisen Partners:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Sich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in die Weite,
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide —!

Die Verflozene. Von M. Stoll. Siehe die Abbildung, Seite 28. — Die arme Puppe! — Einstmals war sie gar schön gelteibelt und hatte rotthe Baden und wundervolle blonde Haare und ein Gesicht wie Milch und Blut. Aber das ist lange her. Da kam zuerst Boby und rupfte die blonden Locken mit den Palschhändchen aus, und dann kam Ami, der Wops, und kostete, ob die rothen Baden wohl etwas recht Deckeres seien, — da hielt natürlich die schöne Farbe nicht stand. Und schließlich gerieth die arme Puppe zwischen Raken und Hund, und nun ist es ganz um sie geschehen. Welch' tragisches Schicksal, Welch' verhängnisvolle Fügung! — Aber der Mensch soll nie verzweifeln, und eine Puppe auch nicht. Vielleicht kommt sie noch einmal in bessere Hände, wird frisch gewaschen und „auf neu“ gearbeitet und spielt dann wieder eine Rolle in der Kinderstube, wie vorher! —

Am Fasttage. Von G. Rosati. Siehe die Abbildung, Seite 29. — Bedarf das lustige Bild noch einer Erklärung? — Die Scene spricht für sich, und wer nur ein wenig Phantasie besitzt, wird die Entwicklung der kleinen Komödie sich selbst ausmalen können. Denn eine Tragödie entspringt aus der Situation sich sicher nicht; dazu hat der Herr Abbate ein zu gutmüthiges Gesicht und, — eine zu feine Zunge. . . .



Nachdruck verboten.

Das Ei auf dem Küchensettel. — Die Osterzeit ist für den Haushalt die eigentliche Eier-Saison, und das gackernde Huhn, als sorgliche Schaffnerin der Hausfrau, ist fleißig dabei, Körbe und Eierkörbe in der Vorrathskammer füllen zu helfen. Das mehr und mehr sich einbürgernde Frühstück à l'anglais, das durch seinen belebenden Anbiss die Arbeitskraft, die der laufende Tag beansprucht, wirksam erhöht, ebenso das entsprechende Souper im engsten Familienkreise haben das weiche, seltene Ei dahin gebracht, nahezu ein Kosmopolit für diese Nebenmahlgzeiten auf dem Küchensettel zu werden. Nicht minder haben sich von der Hütte bis zum Palast die Spiegel- und Küchler eingebürgert, und dem kleinsten Manne daft heute seine bessere Hälfte ganz lieblich, ohne besondere Kochbuch-Studien, den sogenannten Speck-Eierkuchen. Geduldig fügt sich das Zwillingenspaar, — Tochter und Eweiß, — ob gemeinsam oder getrennt, den willkürlichsten Zusammenstellungen mit anderen Stoffen. Wie könnte man sonst die Recepte zu Omeletten, Soufflés, Puddings, Röhren, Crèmes und Eis-Arrangements, sowie dem embarcass de richesse an pikanten Saucen nach hunderten und aber hunderten zählen? „Ein Ei mehr verdirbt nichts!“ meint die erfahrene Köchin mit Recht und sehr dabei stillschweigend voraus, es sei die Rede von völlig frischen Eiern, denn sie kennt auch einen zweiten landläufigen Spruch, welcher lautet: „Ein einziges schlechtes Ei verdirbt den ganzen Brei!“ Die Doppelfirma, Herr Dotter und Frau Eweiß, leben, das weiß man, in ihrem engen Häuschen recht friedlich; aber sie sind, gleich allen zartbehaarten Naturen, ungemein empfindsam. Niemand darf sie schief ansehen oder gar rütteln oder, — was sie noch mehr verletzt, — sie schädlichem Einflusse von außen her aussetzen. Die tüchtigen Hausfrauen wissen das längst zur Genüge. Sie überbieten sich förmlich, ihren Eierbestand im Frühling und Sommer recht fest und geschützt vor der Außenluft, zu umkleiden und zu verpacken. Manche legen aus übergroßer Sorglichkeit die Eier gar in ein Kaltwasserbad; aber, — wehe, — das nimmt Frau Eweiß ihnen sehr übel. Zwar vertritt sie die Hast in der Flüssigkeit so lange man es will, doch sie schmolzt und grollt in der Stille um die eingebühten Jugendfrische. Befreit man sie nun, und soll sie ihre sonstige Fähigkeit darthun, die feinsten Dunstspeisen und Backwerke aller Art durch die Umwandlung in Eier Schaum oder, wie es im Küchenlatein heißt, in „steifen Schnee“ wohlgerathen zu lassen, so rächt sie sich gern. Denkt sie doch mit Recht: Ich lasse mir schon viel, sehr viel von Euch gefallen. Ist meine Hingabe z. B. an den Teig mit völligem Aufgeben meines „Ich“ noch nicht genug? Ihr habt mich durch das scharfe Kaltbad, in dem Ihr mich gefangen hieltet, gar zu schlecht behandelt; nun lasse ich mich dafür nicht, wie Ihr wollt, in brauchbaren Eier Schnee verwandeln.

Wie dem auch sei, immerhin besitzt die Hausfrau im Hühnerrei einen Gehülfen, den sie mit Recht „wie ein rohes Ei“ anfassen und dem sie zugleich dankbar sein soll, daß er ihr zu Erfolgen reichster Art, zu Ruhm und Ehre auf kulinarischem Gebiet verhilft. Allerdings wird auch sie gerade jede Wahlverwandtschaft, die zwischen dem Ei und anderen Stoffen zu Stande kommt, peinlich erwägen und rücksichtsvoll behandeln müssen. Flüchtigkeit mit dem Küchholz, Fahrlässigkeit beim Gewicht oder mangelnde Sauberkeit in den Gefäßen sind allen Erzeugnissen der feinen Küche und Backkammer, welchen das Ei geopfert wird, verhasst, und dieses läßt in solchen Fällen oft grausame Rache. Welche Hausfrau wüßte nicht von mährischen Pastentieg oder gerommenem Chaudron oder zerfallenen Pudding zu erzählen? Kommt aber das Ei durch Schicksalsfügung dazu, seine eigentliche Bestimmung zu erfüllen, und ersticht aus seiner Hülle zum Licht des Daseins ein Küchlein, so vermag uns diese seine Fähig-

keit abermals, trotz der gerügten Empfindsamkeit, wohl mit ihm auszuföhnen. Wir genießen den Borzug, den Küchensettel, den das Ei ohnehin schon unterföhnte, durch die ersten Küten, die wir braten, und welche mit ihrem Duft die ganze Tafel überziehen, um einen Gang zu bereichern.

Nach dem Gesagten empfiehlt es sich daher wohl, daß die Hausfrau beim Ei weniger den besonderen Nährgehalt, als die Vielseitigkeit, mit der es sich den Zwecken der feinen Küche dienstbar machen läßt, — namentlich für die kommende Osterzeit, — als fassongemäß in's Auge fasse, damit sie die Genüsse für Familientisch und Gast-tafel dadurch erhöhe!

Lonh Pauly.

Kleine Rathschläge. — Es sind in letzter Zeit zum Nachtsich, mit Butter und Käse gereicht, kleine Salz-Cakes Mode geworden, die, unter dem Namen „Bismarck“ käuflich, mit wenig Mühe auch selbst bereitet werden können. Ein halbes Kilo feines Mehl, 250 Gr. Butter, 32 Gr. Salz, einige Körnchen Cayenne-Pfeffer werden mit einem gut geschlagenen ganzen Ei oder einigen Eigelbellen Bier verknetet. So fein als irgend möglich ausgerollt, schiebt man mittelst eines Ausstechers kleine runde Plättchen, durchsticht diese gleichmäßig mit einer Gabel, und bäckt sie, bis sie sich ganz hellgelb färben, — etwa 10 Minuten, — in einem mäßig heißen Ofen.

Eine andere Art guter Cakes bereitet man von 32 Gr. Butter, 1/2 Kilo bestem Mehl, einer guten Prise Salz und 32 Gr. Gese, die in 1/4 Liter lauwarmen Milch vollständig aufgelöst, der Masse zugeföhnt und verknetet wird, bis das Ganze einen glatten Teig bildet. Mit einem reinen Luche bedekt und in einem Raps gethan, bleibt dieser an einer warmen Stelle stehen, bis die Masse aufgegangen ist und sich gut gehoben hat. Auf ein Brett geschüttet, schneidet man mit einem sehr scharfen Messer kleine Streifen, bedepert sie leicht mit Mehl und bäckt sie im mäßig heißen Ofen, bis sie sich ein wenig färben und knusperig geworden sind.

Für eine dritte Art süßer Cakes schlägt man 250 Gr. feinen Zucker mit drei Eidottern und dem zu Schnee geklopften Eweiß gut durch, giebt 1/2 Stange feingestohene Vanille, 6 Gr. pulverisirte Hirschhornsalz, eine kleine Tasse lauwarme Milch, 250 Gr. Mehl hinzu und läßt den Teig über Nacht stehen. Am Morgen knetet man ihn mit weiteren 250 Gr. Mehl, rollt ihn messerrücken-dick, schiebt ihn zu kleinen Plättchen aus und bäckt diese wie die vorher angegebenen Arten hellgelb.

Pfirsiche, auf französische Art eingemacht. Nicht ganz reife Pfirsiche werden geschält, in eine Terrine gepackt und mit kochendem Wasser übergossen, in dem sie vier Stunden liegen bleiben. Auf 1/2 Kilo Frucht kocht man ebenso viel Zucker, läßt die Pfirsiche in demselben weichkochen, zieht sie vom Feuer und legt sie einzeln in ein Glas. Sobald der wieder zum Kochen gebrachte Zucker ausgeschäumt ist und sich syrupartig verdickt hat, gießt man ihn über die Früchte und fügt ein halbes Glas Rum, Kirchwasser oder Cognac hinzu.

Ein großer Theehändler Londons hat nach dem Vorbilde der Theefabriken von Ceylon und Assam eine neue Industrie eingeföhrt. Er fabricirt einen Thee von Hopfen und findet so viel Absatz, daß er nicht im Stande ist, allen Nachfragern zu genügen. Uebrigens ist dies neue Product durchaus nicht billig, im Gegentheile doppelt so theuer, als ein guter chinesischer Thee. Indessen soll ein kleiner Zusatz schon den Geschmack wesentlich erhöhen, und außerdem besitzt der „Hopfen-Thee“ keine jener nerven-erregenden Eigenschaften, die dem beliebten Getränk sonst nachgezogen werden.

Feine englische schwarze Strümpfe wäscht man am besten auf folgende Art: Man bereitet ein heißes Seifenwasser, wobei der wesentlichste Punkt der ist, daß die benutzte Seife frei von Soda sei, läßt das Wasser erkalten und giebt ihm einen ganz kleinen Zusatz von Weizenzucker. Jetzt wäscht man die Strümpfe schnell, wringt sie leicht, spült sie sofort in gesalzenem Wasser, drückt sie zwischen reinen Tüchern trocken und hängt sie, — die Füße nach oben, — zu vollkommenem Trocknen auf. Sie werden so vorzüglich conservirt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Instrument für Schwerhörige. — Es soll ein Instrument in Fächerform existiren, welches an den Mund gehalten wird, um das Hören zu erleichtern. Kann mir eine freundliche Mittheilung Auskunft geben, wo man dasselbe kaufen kann? Frau Commerzienrath E. in M.

Nachburg in Tirol. — Existirt in Tirol eine Nachburg, und wie könnte ich deren Wappen erlangen? Kamilla S. in J.

Reinigen von weißen Spitzen. — Auf welche Weise lassen sich weiße Spitzen am besten reinigen? C. St. in Lübeck.

Staniol. — Ich habe eine Menge Staniol gesammelt und möchte dasselbe gern verkaufen, um den Erds einer hiesigen Suppen-Anstalt zuzuwenden. Würde eine Mittheilung so freundlich sein, mir mitzutheilen, wo man dasselbe am besten bezahlt bekommt? Clara R. in München.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Goldene Borten (XVII, 136). — Bei sorgfältiger Behandlung lassen sich goldene Borten und Treffen sehr gut reinigen. Nachdem sie abgetrennt worden, legt man sie über Nacht in verdünnten Salmiakgeist (etwa 10 Gramm auf 1/4 Liter Wasser). Am anderen Morgen kocht man venetianische oder eine andere gute milde Seife, mit Regenwasser und einer frischen Döhengalle zu einem dünnen Brei, bestreicht die nassen Borten damit und drückt und zieht sie in der Seifenlauge hin und her, wobei sie noch einige Male mit Regenwasser angefeuchtet und mit dem Seisenbrei bestrichen werden. Treffen behandelt man am besten auf einem Kollholz zwischen zwei nassen Tüchern. Nach genügender Reinigung erhalten sie Farbe und Glanz durch eine Appretur, die man aus pulverisirtem Gummi Arabicum, etwas Saffran, 1/4 Liter Wasser und 1/4 Liter Brantwein herstellt. Diese Theile

werden in einem Topfe heiß gemacht und durch ein Tuch gepreßt. Nach dem Erkalten streicht man die Flüssigkeit mit einem feinen, zarten Bürstchen auf die Treffen und Borten und hängt sie dann zum Trocknen auf. Frau Selma v. R. im Elsaß.

Grüne Seife (XVII, 152). — Bei uns im Hause werden alle alten Fettabfälle, Talg, Schwarten, Schinkenknochen und dergl., angeammelt, um daraus Seife zu kochen. Und was für eine schöne, feste weiße Seife liefern diese unansehnlichen Abgänge! Ja selbst aus der rüchfländigen Dange gewinnen wir noch unter Zusatz von Talg, Seifenstein und Kolophonium eine sehr ruhbare braune Seife! Früher wurde auch grüne oder Schmierseife in unserer Wirtschaft bereitet, sodas ich Ihnen einige Andeutungen über ihre Herstellung machen kann. Im Unterschied von den harten Seifen werden zu den Kali- oder Schmierseifen flüssige Fette, wie Thran, Hanf-, Kürb-, Reins-, Mohnd- und Pottasche benutzt. Die gute grüne Seife erhält ihre eigenthümliche Farbe durch Dausöl, das zu ihrer Bereitung gebraucht wird; im Handel müssen's freilich oft Färbemittel, wie Indigo, thun, ebenso wie da häufig die feinen weißen Krystallbrüchen, die das Kennzeichen einer guten Schmierseife bilden, auf künstliche Weise durch Stärke hervorgerufen werden. Im Allgemeinen verwendet man auf zwei Theile Dausöl einen Theil Pottasche. Je nach dem Zusatz von Kali und dem stärkeren oder schwächeren Abwaschen bekommt die Seife mehr oder minder Consistenz. Durch Erfahrung lernt man bald, welcher Grad von Dichtigkeit am zweckmäßigsten ist, damit sie recht weich und geschmeidig wird, ohne flüssig zu sein. Da kein Salz hinzugefügt wird, so ist die grüne Seife wegen ihres großen Glycerin-Gehaltes auch als Waschmittel für spröde, rauhe Haut vortheilhaft zu verwenden. Pfarrfrau in Pommern.

Seiden-Abfälle (XVII, 192). — Es ist eine gute Idee, Abfälle von seidenen Stoffen zu wohlthätigen Zwecken verwenden zu wollen, und es bedarf vielleicht nur der Anregung, um andere Damen zu ähnlichem Thun zu veranlassen. Wie viel Stückchen schöner, werthvoller Seide werden achtlos bei Seide geworfen oder wandern in den großen Lumpenbeutel, wo sie kaum einige Pfennige einbringen, während sie bei richtiger Verwerthung einen viel höheren Ertrag ergeben könnten! Wenn Jedts, Frauen- und andere wohlthätige Vereine die Sache in die Hand nähmen, zur Sammlung auf-sorbecten und überall Sammelstellen errichteten, ließe sich gewiß eine recht hübsche Summe zusammenbringen. Wie bedeutende Erfolge sind im Laufe der Zeit durch den Erlös von manniqfachen, an sich unbedeutenden und für werthlos gehaltenen Dingen erreicht worden! Wie manches Kind hat zu Weihnachten eine Feßtrube erhalten durch den Ertrag von gesammelten Cigaretten-Abfällen! Welche Einkünfte haben sich ergeben aus der Ansammlung und Verwerthung von gebrauchten Stahlfedern, Briefmarken, Zahnscheinen, Korzen, Staniol u. d. — Was die Seidenreste betrifft, so können dieselben vielfache Verwendung finden; ich erinnere nur an die aus gebrauchten Seidenfäden gewebten Decken (siehe Antwort „Seidenreste“ in voriger Nummer), an kleine Decken aus achtzehn Stücken in mosaitartiger Zusammenstellung, an die Verwendung zu Puppen-Anzügen u. In England hat der Verein deutscher Lehrerinnen Seidenläppen zur Anfertigung von Hampelmännern benutzt, und durch den Verkauf dieses niedlichen Spielzeuges eine nicht unerhebliche Summe für die Vereins-Krankenkasse zusammengebracht. Sammel-Viene in Magdeburg.

Gänseleber-Pastete (16). — Von schönen, weißen Lebern wird der dritte Theil mit ebenso viel Speck zwei bis drei Mal durch die Fleischmaschine getrieben; die beiden anderen Drittel werden in schöne, nicht zu dicke Scheiben geschnitten und, mit Salz und weissem Pfeffer bestreut, eine Weile stehen gelassen. Zuvor setzt man frische Trüffel (auf ein Pfund Leber eine Trüffel in der Größe einer kleinen Kartoffel), die natürlich von allen Erdtheilen gesäubert und geschält sind, mit französischen Chalotten, etwas Nelken, englisch Gewürz, Pfeffer und soviel Rothwein, daß Alles bedeckt ist, an, und läßt es ganz allmählig kochen, bis der Wein vollständig verdunstet ist. Sodann werden die Trüffel vom Gewürz befreit, in kleine Stücke geschnitten, die Leberschnitten damit gespickt und der Rest mit den feingewogenen Chalotten in die Farce gethan. Nachdem letztere genügend gepeffert und gesalzen ist, wird dieselbe mit den Leberschnitten schichtenweise in die dick mit Butter ausgeftrichenen Wüchsen gelegt und zwar so, daß zuerst und zuletzt Farce kommt, und 1 1/2 — 2 Stunden, je nach der Größe, im Marienbade gekocht. Die Wüchsen dürfen nur 1/4 voll gelegt werden und müssen, wenn das während des Kochens heraussteigende Fett die Oberfläche nicht ganz deckt, zum Aufbewahren nach vollständigem Erkalten mit Schweinefett vergossen werden. D. S. in Dresden.



Wandschrank aus Eichenholz geschnitten. Von J. A. Essler in Nürnberg, 88 Cent. hoch, 69 Cent. breit, 1 3/8 Cent. tief. M. 50.